1,70 DM / Band 45
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Der abtrünnige Engel

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 45

Der abtrünnige Engel

Es war eine Welt aus Nebel und Licht. Ein Land ohne Form, ohne Farben, ohne feste Körper.

Noch.

Die gleißenden Kugeln aus purer Energie, die über der Nebelwelt hingen, sanken langsam tiefer, formierten sich zu einem Kreis, in dem eine weitere Kugel schwebte, kleiner und schwächer als die übrigen. Sekundenlang verharrten die Geistgebilde in schweigender, fast andächtiger Ruhe.

Dann eine Stimme: *»Im Namen des einen Herrn!«*

Das Licht erlosch.

Die Welt versank.

Die Zeremonie begann…

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: Nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Shadow, die El-o-hym – ein rätselhaftes Wesen, teils Engel, teils Teufel… und seit sie sich in Robert Craven verliebte und mit ihm schlief, auch teils Mensch. Sie starb unter Necrons Folter, nachdem sie gegen die Gesetze ihres Volkes verstieß und dem Hexer beistand. Doch… können Engel überhaupt sterben?

Howard Lovecraft – Väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitete ihn auf seinen gefahrvollen Reisen. Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daß die Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen hin nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne mit der Kraft eines Samson.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in die Gefangenschaft Necrons, einem uralten, bösen Magier. Als Robert sie endlich befreien kann, muß er erkennen, daß Necron ihren Geist mit dem des NECRONOMICON verschmolzen hat!

Dr. Gray – Ein allseits bekannter und geachteter Arzt und Jurist – und auf beiden Gebieten eine Kapazität. Roberts Anwalt und ein alter Freund Howard Lovecrafts.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre

Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist von kurzer Dauer. Durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vernichtet werden.

Das NECRONOMICON – Das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse – und den Schlüssel zur Macht, sich die Kräfte des Bösen Untertan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt. Es zu öffnen, bedeutet das Chaos.

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT – Magische Kleinode verschiedenster Größe und Form, die zusammengefügt die Macht haben, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Robert besitzt bereits fünf davon und sucht nach einer Möglichkeit, sie zu vernichten. Sie befinden sich im Safe seines Hauses in London.

* * *

»Der Garten der Beratung«, sprach die Stimme, und aus den grauen Nebelschwaden schälten sich erste Konturen: schlanke, hohe Bäume, die sich in leichter Brise wiegten, und saftiges, grünes Gras unter einem sternenklaren nächtlichen Himmel.

»Der Brunnen der Wahrheit«, fuhr die Stimme fort, und wieder wallte Nebel auf, zog sich zusammen und verlieh einem kleinen Pavillon Gestalt, zwischen dessen Säulen ein leise murmelndes Rinnsal sich über goldene Kaskaden in ein kreisrundes Becken ergoß.

»Es ist alles bereit«, sagte die Stimme. »So nehmt Gestalt an, Schwestern.«

Und die gleißenden Kugeln sanken hernieder auf das Gras und wuchsen wieder empor zu schlanken Körpern wie aus Alabaster, gehüllt in seidene Gewänder aus Licht und Schatten. Allein der Geist in ihrer Mitte wählte eine andere Gestalt, denn über ihn sollte der Schuldspruch gefällt werden im Garten der Beratung. Und doch – in seiner Haltung war nichts, was Schuld erkennen ließ. Aufrecht und stolz stand die junge, dunkelhaarige Frau inmitten ihrer Schwestern, die Hände trotzig, ja provozierend fast in die Hüften gestemmt, den Kopf hoch erhoben.

Doch sie wußte nur zu gut, daß sie die anderen nicht täuschen konnte. Sie alle wußten, wie es in ihrer Seele aussah, daß sie nur mit Mühe die Fassade der Gleichgültigkeit bewahren konnte.

Sie war tot, gestorben unter der grausamen Hand eines sadistischen Magiers, und wenn eine El-o-hym auch nicht wirklich sterben konnte, so hatte sie doch ihren Körper verloren; neben der Seele das höchste und heiligste Gut, das ihr von IHM gegeben war.

In ihren Augen flackerte Furcht, als sie die Blicke der Schwestern erwiderte. Doch auch sie mußte sich an das Zeremoniell halten, wollte sie nicht die letzten Sympathien leichtfertig verspielen, die ihr verblieben waren. Ihre Stimme zitterte unmerklich, als sie die Frage stellte.

»Wer ist als Vorsprecherin bestimmt, um mich zu richten?«

Eine der bleichen Schwestern trat vor und senkte ihr Haupt vor den anderen. »Ich bin bestimmt nach SEINEM Willen. So vereint eure Geister und seht.«

Mit diesen Worten öffnete sich der Kreis und wandte sich dem Brunnen zu. Die Vorsprecherin neigte sich über die Schale kristallklaren Wassers und legte die sechs Finger ihrer rechten Hand darauf.

Das goldene Becken begann zu glühen. Feurige Funken tanzten über das Wasser. Und mit ihnen kamen die Bilder…

Eine finstere Burg inmitten einer hitzeflirrenden Wüste, von steinernen Drachen bewacht. Ein Verließ, tief unten, in den Gewölben der Festung. Eine Gestalt am Boden – helles, zartes Fleisch in blutbefleckten Ketten; zerbrochene Flügel, ihrer Federpracht beraubt; ein im Todeskampf verzerrtes Gesicht unter goldenem Haar.

»Dein Tod, Uriel«, klang die Stimme der Vorsprecherin auf. »Der Brunnen der Wahrheit kann nicht irren. Du bist nun wahrlich zu dem geworden, was du unter den Menschen warst – ein Schatten. Und Shadow soll von nun an auch unter deinesgleichen dein Name sein, bis du geläutert bist vom Herrn.«

»Nein!« Shadow war vorgetreten und fuhr mit ihrer menschlichen Hand über das Wasser. Das Bild verschwamm. »Nur mein himmlischer Körper ist gestorben. Ich selbst lebe. Und ich habe meine Mission noch nicht erfüllt!«

Ein erschrockenes Raunen ging durch den Kreis. Die Wirkung ihrer Worte war so groß, daß viele der Schwestern das Gebot vergaßen, sich nur auf gedanklicher Ebene mit den anderen Ratsmitgliedern zu verständigen. Geflüsterte Worte von Ungehorsam und Blasphemie schwangen wie unheilvolle Schatten durch die Nacht. Die Vorsprecherin hob rasch beide Hände und brachte den Kreis augenblicklich zum Verstummen. Lange Zeit stand sie reglos da, sichtlich um Fassung bemüht, bevor sie sich wieder an die menschliche Frau in ihrer Mitte wandte.

»Du weißt, daß du dich fügen mußt«, sagte sie fast flehend. »Die Gesetze –«

»Die Gesetze irren«, unterbrach Shadow sie. Wieder klang entsetztes Gemurmel auf, und zwei der Schwestern mußten sich auf ihre Gefährtinnen stützen, einer Ohnmacht nahe. »Kann es Blasphemie sein, das Böse von der Pforte des Paradieses abzuwenden?« fuhr Shadow rasch fort, noch ehe die Vorsprecherin sich wieder gefangen hatte. »Ich sage euch, Schwestern: Die Dunkle Macht steht dicht vor ihrem Sieg, wenn wir ihr nicht Einhalt gebieten! Ahnt ihr denn nicht die Macht der SIEBEN SIEGEL? Wißt ihr nicht, daß die GROSSEN ALTEN ihren Kerker verlassen werden, wenn sich die Siegel zusammenfügen?«

»Das wird nie geschehen«, erklärte die Vorsprecherin, mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ. »In den Chroniken steht nichts über –«

»Aber so begreift doch!« fuhr Shadow abermals auf. »In den Chroniken kann nichts darüber stehen, weil die Siegel nicht hier geformt wurden, nicht im Machtbereich unseres Herrn. Sie wurden geschaffen von den ÄLTEREN GÖTTERN –«

Ein Schrei ging durch die Reihen der El-o-hym. Einige von ihnen taumelten blind zurück, andere verloren ihren Körper und wurden wieder zu Kugeln aus reiner Energie. Nur die Vorsprecherin blieb unbewegt, doch in ihren Augen blitzte ein gefährliches Feuer. Langsam ging sie auf Shadow zu, die Hände unter den weiten Ärmeln zu Fäusten geballt und ein leises Gebet murmelnd, als hätten Shadows Worte sie beschmutzt.

Sie blieb dicht vor ihr stehen und sah sie lange und eindringlich an. Und als sich ihre Lippen endlich wieder öffneten, hörte nicht nur Shadow, daß ihre Stimme rauh war und zitterte.

»Ich habe es geahnt und sehe es nun bestätigt«, sagte die Vorsprecherin. »Du bist schon zu sehr Mensch geworden, um noch eine der unseren zu sein, Shadow. Du hast dir Wissen angeeignet, das uns verboten ist. Du hast das Gesetz der Keuschheit gebrochen, um dich mit einem Menschen zu vereinen. Du bist zu weit gegangen auf deiner Mission, und du hast die wahren Ziele vergessen.« Sie hielt inne und atmete tief ein. Ihre nächsten Worte, das spürte Shadow mit jeder Faser ihres Geistes, würden der letzte rettende Strohhalm sein, an den sie sich klammern konnte.

»Es gibt nur eine Rettung für deine Seele, Shadow. Kehre dich ab von deiner bisherigen Existenz. Trete die Reise an in SEINE Gefilde und beginne ein neues Sein. Du weißt, daß ER vergibt, daß ER dir einen neuen Körper und einen neuen, gesunden Geist geben wird. Löse dich von deiner Erinnerung und dem, was du in dir trägst.«

»Genug!« Shadow preßte die Handflächen mit aller Macht gegen ihre Ohren. »So versteht mich doch, Schwestern! Ihr seid... verblendet. Ihr kennt nicht mehr die Welt draußen. Ich jedoch habe sie gesehen! Ich weiß, welche Gefahren darauf lauern, das Glück dieser Welt zu zerstören. Ich sehe nun, welchen furchtbaren Fehler der Mensch Robert Craven in seiner Unwissenheit begeht, und ich muß ihm beistehen, um es zu verhindern. Ich... ich kann nicht zu IHM gehen, nicht jetzt! Ich würde das Wissen verlieren um den letzten Weg, die Erde und all ihre Kreaturen zu retten.«

»So maßt du dir an, ein Messias zu sein?«

Die Frage der Vorsprecherin war rein rhetorisch, und Shadow wußte, daß keine Antwort der Welt sie hätte wirklich beantworten können. Trotzdem schüttelte sie ernst den Kopf. »Nein, Schwester. Ein Werkzeug Gottes, das in SEINEM Willen handelt. Und es muß SEIN Wille sein, denn die Erde ist SEIN Werk. Wie könnte ER zulassen, daß sie vernichtet wird?«

Sie drehte sich langsam im Kreis und bedachte jede der Schwestern mit einem offenen Blick aus ihrer tiefsten Seele, um ihren ihre Ehrlichkeit zu offenbaren. Und tatsächlich konnte sie spüren, wie einige der El-o-hym in ihrem Entsetzen schwankten und zu begreifen schienen.

Sie wußte, daß dies ihre Chance war; die einzige – die letzte. Die Schwestern waren uneins. Das Urteil konnte nicht gefällt werden, bevor der Rat nicht erneut zusammengefunden hatte. Mit einem schnellen Ruck wandte sich Shadow wieder der Vorsprecherin zu.

»Gebt mir Zeit«, bat sie eindringlich und mit fester Stimme. »Ich kehre zurück.«

Und wurde zu einem Ball flammender Helligkeit.

Die Vorsprecherin stürzte vor, die Hände ausgestreckt, doch sie kam zu spät. Aus schreckgeweiteten Augen sah sie den Feuerball verblassen, als Shadow die Dimension der El-o-hym verließ.

Für Minuten noch verharrte der Kreis schweigend und betroffen. Kein Zweifel – die Worte ihrer Schwester waren blanker Ungehorsam gewesen, gegen die ehernen Gesetze und gegen das Volk der El-o-hym. Und doch – sie alle hatten den Hauch von Wahrheit darin gespürt.

Und vielleicht war es das, was sie so erschreckte; nicht Uriels Flucht zurück auf die Erde.

Sie waren aus ihrem trügerischen Schlaf des Friedens und der Eintracht geweckt worden. Und was konnte es Schlimmeres geben für einen Engel… ?

* * *

Mitternacht.

Wind war aufgekommen und trieb, einem finsteren Vorhang gleich,

schwere, bauchige Wolken vor den Mond. Die Stille der Nacht wurde nur von einem gelegentlichen, leisen Grollen unterbrochen; das Echo eines Gewitters, das aus weiter Ferne drang und sonderbar bizarr und falsch klang, sich fast wie das Brüllen urzeitlicher Untiere ausnahm. Einen Moment lang war wieder Stille, dann antwortete das zwölfmalige Schlagen einer Kirchturmglocke auf den Donner. Aber auch dieser Laut versickerte im Schweigen der Nacht, und zurück blieb Dunkelheit…

Jennifer Corland hatte es längst bereut, sich keine Kutsche genommen zu haben. Schließlich hatte Sir Windham ihr ausdrücklich angeboten, einen Wagen kommen zu lassen; allerdings erst, nachdem er ihr verkündet hatte, daß weitere Treffen unmöglich wären. Er hatte ihr eine beachtliche Summe für ihr Schweigen geboten.

Jennifer hatte weder den Wagen noch das Geld genommen. Statt dessen hatte sie ihn geohrfeigt und war davongelaufen. Eine Kutsche war so ziemlich das letzte gewesen, an das sie gedacht hatte. Im Grunde hatte sie überhaupt nicht gedacht in diesem Moment, sondern war blind vor Zorn und ohnmächtiger Wut in die Nacht hinausgestürmt.

»Ich hasse dich, Jeoffrey Windham«, murmelte sie leise. Zornbebend strich sie sich eine blonde Haarlocke aus der Stirn. Der Wind riß ihr die Worte von den Lippen und ließ sie ungehört zwischen den Fassaden der schmutzigen Häuser verhallen. Nur das dumpfe Grollen des Donners antwortete ihr.

Sie zuckte zusammen. Jetzt, nachdem sich der Zorn und die Verzweiflung ein wenig gelegt hatten, kam die Angst. Das Unwetter näherte sich rasch; sie konnte das blaue Flackern ferner Blitze erkennen. Der Himmel spannte sich wie ein lichtschluckendes Tuch aus gefrorener Finsternis über ihr. In unregelmäßigen Abständen lugte das bleiche Antlitz des Mondes hindurch – wie ein großes, böses Gesicht, das kalt auf sie herabstarrte.

Jennifer versuchte, den Gedanken zu verscheuchen, aber es ging nicht. Die Angst hatte sich wie der Keim einer schleichenden Krankheit in ihr eingenistet und ließ sie schneller laufen. Sie mußte sich sehr beeilen, um noch vor Einbruch des Gewitters nach Hause zu gelangen. Lange würde der Regen nicht mehr auf sich warten lassen.

Ihr Zorn ebbte weiter ab. An seiner Stelle machte sich der bittere Geschmack der Enttäuschung auf ihrer Zunge breit. Was für ein Narr war sie doch gewesen! Von Anfang an hätte sie wissen müssen, daß

Träume niemals wahr wurden; und wenn doch, dann als Alptraum. Dafür war alles viel zu märchenhaft gewesen. Aber in ihrer grenzenlosen Einfalt hatte sie sich die Hoffnung bewahrt, daß das Wunder doch geschehen würde. Jedesmal war sie mit größerer Erwartung zu Windham gegangen. Wie eine seelenlose Puppe war sie ihm im Bett zu Willen gewesen, hatte all die Dinge ertragen, die er von ihr verlangte, und sich immer wieder an die Hoffnung geklammert, daß er seine Versprechen doch noch einlöste. Wie hatte sie nur glauben können, der reiche, adelige »Gentleman« würde sie, die armselige Küchengehilfin, heiraten? Sie hatte Dinge getan, für die sie sich selbst verabscheute.

Und wozu? dachte sie bitter.

Wie vielen anderen Mädchen hatte er wohl noch die Ehe versprochen, nur um sie sich gefügig zu machen? Fünf? Zehn? Fünfzig? Es war Jennifer egal. Sie dachte nur noch an das, was er ihr angetan hatte. Und an ihre Rache.

Sie würde den Umtrieben dieses feinen Sirs einen Riegel vorschieben. Keine noch so hohe Summe würde sie davon abbringen. Dafür hatte er sie zu tief getroffen. Jede Demütigung hätte sie ertragen können, aber daß er ihre Hoffnungen so grausam mißbraucht und enttäuscht hatte, konnte sie nicht verzeihen. Er hatte sie zu Dingen verleitet, für die sie sich selbst haßte. Und dafür haßte sie ihn.

Jennifer wollte Rache, und sie würde sie bekommen, das schwor sie sich. Es war ihr klar, daß auch sie dafür bezahlen mußte. Alle würden mit Fingern auf sie deuten, sie würden tuscheln und die Köpfe zusammenstecken, wenn sie sie sahen. Sie würde eine Geächtete sein, aber das war ihr gleich. Ihre Enthüllungen würden einen ungeheuren Skandal auslösen. Schließlich verkehrte Windham in bester Gesellschaft.

Noch...

Der Wind war mittlerweile so stark geworden, daß er Blätter und allerlei Unrat durch die verlassenen Straßen trieb. Der Donner, der sich zuerst nur ab und zu gemeldet hatte, rollte nun fast ununterbrochen. Jennifer begegnete keinem Menschen. Aber sie achtete auch nicht auf die Umgebung. Sie merkte nicht einmal, daß sie bereits seit Minuten vor Verzweiflung weinte. Schluchzend hastete sie vorwärts, blind und ziellos und ohne selbst zu wissen, wohin. Ihre Schritte hallten hohl von den Wänden wider. Das Echo klang beinahe geisterhaft in ihren Ohren, wie ein Laut aus einer fremden,

unheimlichen Welt.

Es dauerte mehrere Sekunden, bis Jennifer Corland erkannte, daß sie nicht nur den Widerhall ihrer eigenen Schritte vernahm.

Jemand folgte ihr.

Der Gedanke riß sie in die Wirklichkeit zurück. Plötzlich nahm sie ihre Umgebung wieder bewußt wahr; den Donner, den heulenden Wind, die Kälte und den allmählich einsetzenden Regen. Es war noch weit bis nach Hause. Die Gegend hier war heruntergekommen, aber noch geradezu vornehm im Vergleich mit den Straßenzügen Sohos, wo sie wohnte. Es gab nur wenige Laternen, die in großen Abständen standen. Ihr Licht reichte kaum aus, mehr als vage Schemen wahrzunehmen. Dazwischen waren große, unregelmäßig geformte Bereiche absoluter Dunkelheit – wie lichtlose Abgründe.

Jennifer wandte den Kopf, doch in dem schummrigen Dämmerlicht konnte sie nicht viel erkennen. Sie hatte den Eindruck, als wäre die Straße leer. Aber das mußte eine Täuschung sein, denn noch immer hörte sie die Schritte.

Es waren die schweren Tritte eines Mannes; unregelmäßig, taumelnd, als wäre der Mann betrunken. Ein häßliches, gerade noch wahrnehmbares Schaben und Schleifen begleitete die Schritte. Jennifer sah sich mit neu aufkeimender Angst um. Erst jetzt begann sie wirklich zu ahnen, worauf sie sich eingelassen hatte; welche Gefahren einer jungen und zudem noch hübschen Frau wie ihr in einer Gegend wie dieser drohten – nachts und allein. Sie hatte Gerüchte über einen Mörder gehört, der in London umging, diese aber nicht sonderlich ernst genommen. Es wurde viel getratscht, und so etwas waren Dinge, die höchstens immer anderen Menschen passieren konnten.

Jetzt aber befand sie sich selbst in Gefahr. Sie war mit ihrem Verfolger allein. Wenn wenigstens irgendwo eine Tür wäre, an die sie klopfen konnte, ein Fenster, hinter dem Licht brannte. Aber die Straße war dunkel und verlassen wie eine Schlucht.

Sie lief schneller. Die Schritte und das Schaben folgten ihr, und mit ihm kroch etwas in ihre Seele, etwas Finsteres, Unaussprechliches, das von Sekunde zu Sekunde stärker wurde und sie mit namenloser Angst erfüllte.

Immer wieder wandte sie sich um, ohne jemanden zu sehen. Da war ein Schatten, ein verschwommener Umriß, von dem sie nicht einmal

sicher war, ob er wirklich existierte oder ob ihr Furcht und Phantasie nur etwas vorgaukelten; ein Schemen, der sich stets am Rande des gerade noch Sichtbaren aufhielt und immer wieder verschwand, wenn sie genauer hinzusehen versuchte.

Vergessen war Jeoffrey Windham. Jetzt ging es nur noch darum, ihre kleine Dachkammer zu erreichen. Es war der einzige Ort, der ihr Schutz bieten konnte. Sie rannte, so schnell sie nur konnte. Lange würde sie dieses Tempo nicht mehr durchhalten können. Ihr Atem ging keuchend; ihr Herz jagte, und ein stechender Schmerz breitete sich in ihrer Hüfte aus. Ihre Muskeln begannen bereits, sich zu verkrampfen.

Jennifer tauchte in eine schmale Gasse ein. Sie preßte sich eng an eine Wand. Verputz und Kalk lösten sich unter der Berührung von der Fassade. Irgendwo kollerte ein Stein; eine Katze schrie, ein unheimlicher, angstmachender Laut, der Jennifer einen eisigen Schauer über den Rücken jagte. Gleichzeitig berührte etwas ihr Bein.

Nur mit Mühe konnte die junge Frau einen Schrei unterdrücken. Was sie berührt hatte, war nur ein herumwirbelndes Zeitungsblatt gewesen; nichts als ein böses Spiel des Windes. Mit aller Kraft zwang sie sich zur Ruhe. Kalter, klebriger Schweiß bedeckte ihre Stirn. Fast eine Minute lang starrte sie angestrengt in die Richtung, aus der sie gekommen war. Von ihrem Verfolger war weder etwas zu sehen noch zu hören. Für einen Moment versuchte sich Jennifer mit aller Macht einzureden, sich getäuscht zu haben. Aber dann trug der Wind ein leises, widerwärtiges Lachen an ihr Ohr. Wie eine Stichflamme loderte die Angst erneut in ihr hoch.

Sie sah die kleine, gedrungene Gestalt am Ende der Gasse auftauchen. Suchend blickte er sich um, dann trat er in die schmale Lücke zwischen den Häusern.

Halb wahnsinnig vor Angst rannte Jennifer weiter. Sie wußte nicht, wer der Mann hinter ihr war, was er von ihr wollte und warum. Sie wußte nur, daß etwas Schreckliches geschehen würde, wenn er sie einholte. Das Wissen war einfach da, ein Gefühl, das keine wie auch immer geartete Begründung nötig hatte. Der Mann mußte ein Wahnsinniger sein.

Das Gewitter war näher gekommen. Blitze schienen den Himmel zu spalten und tauchten die Umgebung in regelmäßigen Abständen für Bruchteile von Sekunden in kaltes, bläuliches Licht. Der Donner grollte mit solcher Urgewalt, als stünde der Weltuntergang bevor, aber

darauf achtete Jennifer kaum. Ständig wechselte sie die Richtung, tauchte in Gassen ein, hastete über schmutzige Höfe und zwängte sich durch schmale Lücken zwischen Mauerwerk und Lattenzäunen.

Aber sie konnte ihren Verfolger nicht abschütteln! Im Gegenteil, er holte immer mehr auf. Immer, wenn sie sich umwandte, entdeckte sie ihn schon nach wenigen Sekunden. Wie ein gesichtsloser schwarzer Schatten hatte er sich an ihre Fährte gehängt und folgte ihr mit der Unerbittlichkeit eines Bluthundes.

Sie war nahe daran, einfach aufzugeben. Ihre Lunge brannte, als atmete sie glühende Lava. Die Seitenstiche waren schmerzhaft wie Dolchstöße. Sie bekam keine Luft mehr.

Laternen gab es in dieser Gegend nicht mehr, und die Dunkelheit war fast vollkommen. Knotige schwarze Wolkenfäuste hatten die Sterne verschlungen, und auch das höhnische Grinsen des Mondes war erloschen. Nur die immer rascher aufeinanderfolgenden Blitze zeigten Jennifer, wie weit der Fremde noch von ihr entfernt war. Ihr Vorsprung war erschreckend klein. Immer stärker gewann sie den Eindruck, daß der Unheimliche ein grausames Spiel mit ihr trieb. Er hatte bewiesen, daß er sie mit Leichtigkeit einholen konnte. Daß er es noch nicht getan hatte, zeigte, daß er sich an ihrer Angst weidete. Sie fühlte sich wie die Maus, mit der die Katze spielte, ehe sie sie auffraß.

Mit letzter Kraft torkelte sie weiter, quer über einen kleinen, freien Platz, und, blickte immer wieder wie ein gehetztes Tier über die Schulter zurück.

Sie lief, bis sie eine eisige Hand spürte, die sie an der Schulter packte und zurückriß. Jennifer wollte schreien, aber unsichtbare Finger schienen ihre Kehle zusammenzupressen. Sie stürzte zu Boden.

Im gleichen Moment zerriß ein Blitz die Finsternis, und erstmals sah Jennifer das Gesicht ihres Verfolgers. Als sie erkannte, was sich über sie beugte, löste sich endlich der Bann, der sie bislang gelähmt hatte.

Sie begann gellend zu schreien.

* * *

Vor Sekunden war die Nische zwischen den beiden heruntergekommenen Häusern noch leer gewesen, sah man von Schmutz und Unrat und dem schattenhaften Huschen einiger Ratten

ab.

Jetzt stand dort ein Mann.

Einige Sekunden blieb er völlig reglos stehen, dann bewegte er die Arme; ruckartig und ungelenk, fast, als müsse er sich erst an den Körper gewöhnen und lernen, die Bewegungen zu koordinieren. Zögernd machte er die ersten Schritte und trat aus der Nische heraus.

Er blickte an sich herab und strich wie prüfend über seine abgewetzte Seemannskleidung, bevor ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht glitt.

»Bill«, murmelte er ein paarmal, als müsse er sich den Namen erst einprägen.

Dann eilte er mit anfangs noch mechanisch wirkenden, jedoch von Sekunde zu Sekunde geschmeidigeren Schritten die Gasse entlang. Immer wieder blickte er über die Schulter zurück, als fürchte er, verfolgt zu werden.

Doch hinter ihm blieb alles ruhig.

Als er das Ende der Gasse erreichte, konzentrierte er sich kurz. Mit lautlosen geistigen Fühlern tastete er seine Umgebung ab. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, und für einen Sekundenbruchteil schien seine Gestalt zu schattenhaftem Nebel zu verschwimmen und durchsichtig zu werden.

Der Körper nahm weichere, fließendere Formen an. Das Haar war mit einemmal fast hüftlang. Dann entspannte sich sein Gesicht wieder, und er wandte sich nach links. Einige Dutzend Schritte weit folgte er der Straße, bevor er erneut eine Abzweigung nahm.

Bill entdeckte die beiden Gestalten, die sich in eine dunkle Ecke kauerten, bereits von weitem, während sie ihn nicht beachteten. Ohne Hast trat er auf sie zu.

Die beiden schienen erst auf ihn aufmerksam zu werden, als er dicht vor ihnen stehenblieb. Dann aber strafte ihre rasche Reaktion ihre scheinbare Gleichgültigkeit Lügen und bewies, daß sie ihn schon vorher mindestens so aufmerksam beobachtet hatten wie er sie.

Ohne Vorwarnung griff der erste an. Gedankenschnell sprang er vor. Seine Faust zuckte hoch.

Doch er war trotzdem zu langsam.

Mit einer spielerisch anmutenden Bewegung wich Bill dem Schlag aus, packte seinen Arm und hebelte ihn herum. Sofort ließ er den Mann wieder los.

Der Unbekannte schrie auf und sprang zurück. Ihre Blicke kreuzten sich. Im gleichen Moment erstarrte der Mann. Seine Arme sanken herab.

Bill fuhr herum und duckte sich unter dem Schlag des zweiten Mannes hinweg. Der Hieb traf die Hauswand, ließ Putz herabbröckeln und zertrümmerte sogar den massiven Stein. Einige Splitter flogen durch die Luft.

Ohne die geringsten Anzeichen von Schmerz griff der Mann sofort wieder an. Blindlings schlug er zu, und erneut konnte Bill sich nur mit einem raschen Sprung in Sicherheit bringen. Das gräßlich deformierte Gesicht des Mannes schockierte ihn für einen Augenblick, aber er ließ sich davon nicht ablenken.

Er hatte gewußt, daß seine Gegner keine Menschen waren.

Im gleichen Moment, in dem der Unbekannte ihn anblickte, schlug er mit aller geistigen Macht zu. Mit magischer Kraft griff er nach dem Gehirn des Mannes und brach den Widerstand, den dieser ihm entgegenbrachte.

Wie gelähmt blieben die beiden Männer nebeneinander stehen. Ihr Blick war leer.

»Das Serum!« forderte Bill.

Einer der Männer griff in seine Tasche und zog eine Glasphiole hervor. Bill nahm die Phiole entgegen und betrachtete die rötliche Flüssigkeit darin.

Erneut konzentrierte er sich und wirkte mit magischer Kraft auf die Substanz ein. Die Flüssigkeit färbte sich um eine kaum wahrnehmbare Nuance dunkler.

Bill gab die Phiole zurück.

»Erfüllt nun euren Auftrag, und vergeßt, daß ihr mich jemals getroffen habt!« befahl er. Er wandte sich ab und war nach wenigen Sekunden in der Dunkelheit verschwunden.

Die beiden Männer kauerten sich wieder in ihre Ecke und warteten auf ihr Opfer.

Einen Mann mit einer weißen, blitzförmigen Haarsträhne...

* * *

»Jemand verfolgt uns«, sagte Sill ohne eine Spur von Aufregung oder gar Angst in der Stimme, geradeso, als handele es sich um die nebensächlichste Sache der Welt.

Ich nickte. Auch mir waren die beiden Schatten aufgefallen. Sie schlichen seit mehreren Minuten im Schutz der Dunkelheit hinter uns her, verschwanden immer wieder in Hauseingängen und Toren und tauchten immer wieder auf, ehe sie uns vollends aus den Augen verlieren konnten. Die beiden benahmen sich alles andere als geschickt. Vielleicht kam es mir auch nur so vor, weil ich während meiner Jugend in den New Yorker Slums selbst gelernt hatte, mich unauffällig an reiche Pfeffersäcke heranzuschleichen, um ihnen eins über den Schädel zu ziehen und mit ihrer Brieftasche zu verschwinden.

Und das mit weitaus größerem Geschick als die beiden Amateure, die sich an unsere Fersen geheftet hatten.

Zumindest meiner eigenen Meinung nach.

Angst hatte ich vor den beiden nicht. Eher fürchtete ich um Sill. Die arabische Amazone hatte mehr als einmal bewiesen, daß sie mit dem Schwert umgehen konnte und daß sie dabei nicht gerade zimperlich zu Werke ging.

Ein oder zwei Tote auf unserem Weg, kaum daß wir uns eine Stunde in London befanden, waren so ziemlich das letzte, was wir brauchen konnten.

»Halte dich zurück«, schärfte ich ihr ein und packte den Stockdegen fester. »Ich erledige das. Es darf auf keinen Fall Tote geben.«

Sie nickte, und ich glaubte für einen Augenblick, ein spöttisches Lächeln auf ihrem Gesicht zu erkennen.

Wir waren noch nicht weit vom Hafen entfernt. Es war zu erwarten gewesen, solche zwielichtigen Subjekte hier zu treffen. Dennoch

hatten wir zu Fuß losziehen müssen, obwohl ein Gewitter aufzog und wir den Ashton Place kaum trocken erreichen würden. Das Grollen des Donners begleitete uns schon, seit wir das Schiff verlassen hatten. Es war im Verlauf der letzten Viertelstunde merklich lauter geworden. Erste Blitze zuckten vom Himmel herab.

Aber ich hatte keinen lausigen Penny bei mir. Das letzte Geld war für die Überfahrt von Hamburg nach London draufgegangen, und ich konnte froh sein, überhaupt einen Platz auf dem Seelenverkäufer JESSICA THYS bekommen zu haben.

Vorher hatte ich einen abgewetzten, alten Mantel für Sill gekauft, unter dem sie das Schwert und ihre arabische Wüstenkleidung verbergen konnte.

Es war zum Verrücktwerden – dank des Erbes meines Vaters war ich einer der reichsten Männer Englands, aber bis ich mein Haus am Ashton Place erreichte, war ich arm wie eine Kirchenmaus.

Dreimal hatte ich versucht, einen Kutschenfahrer zu überzeugen, daß er sein Geld bekäme, sobald er mich ans Ziel gebracht hätte.

Dreimal hatte ich ein mitleidiges Lächeln und einige barsche Antworten geerntet, von denen die Aufforderung ich solle machen, daß ich weiterkäme noch die freundlichste war.

Uns war nichts anderes übriggeblieben, als zu Fuß loszuziehen.

Genau in die Arme der beiden Idioten, die trotz unserer fast nur noch aus Lumpen bestehenden Kleidung offensichtlich vorhatten, uns aus dem Hinterhalt zu überfallen.

Ich verdrehte die Augen, als einer der Kerle es schaffte, beim Schleichen gegen einen Stein zu treten, der über das Pflaster davonkollerte.

Am liebsten hätte ich mich umgedreht und den Trotteln gesagt, daß sie nach Hause gehen sollten, um sich ihr Lehrgeld wiedergeben zu lassen.

Ich hörte ihre plötzlich hastigeren Schritte und packte den Stockdegen am unteren Ende, um ihn als Schlagstock einzusetzen.

Neben mir spannte sich Sill.

Ich wartete, bis die beiden Diebe dicht hinter uns waren. Sie waren

dumm genug, nicht einmal auf das verräterische Licht einer nahen Laterne zu achten, so daß ich anhand der Schatten jede ihrer Bewegungen deutlich vor mir auf dem Pflaster beobachten konnte. Als sie nah genug heran waren, fuhr ich blitzschnell herum und schlug noch in der Drehung zu.

Der massive Knauf des Stockdegens traf den ersten Angreifer am Kopf – und im gleichen Augenblick erkannte ich den grauenhaften Fehler, den ich gemacht hatte.

Es war, als hätte ich gegen einen Steinklotz geschlagen. Der Degen federte zurück. Ein feuriger Schmerz zuckte durch meinen Arm, als der Rückprall sich auf meine Hand übertrug. Ich schrie auf. Der Stockdegen glitt mir aus den gefühllos gewordenen Fingern. Wie gelähmt hing der rechte Arm an meinem Körper herab.

Einige Sekunden lang war ich vor Schmerz und Schreck unfähig, mich zu rühren. Ich sah den Schlag des Unbekannten, und irgendwie gelang es mir, mich im letzten Moment zur Seite zu werfen. Hart prallte ich auf den Pflastersteinen auf.

Mit einem Kampfschrei auf den Lippen riß Sill ihr Schwert hervor und drang auf den zweiten Unbekannten ein.

Instinktiv wälzte ich mich zur Seite, als sich der Schatten auf mich stürzte, um mich allein durch sein Gewicht zu zerquetschen. Der Boden schien zu beben, als er dicht neben mir aufprallte. Ich wollte auf die Beine springen, aber die Hand des Fremden erwischte mich am Arm und riß mich auf den Boden zurück.

Für die Dauer von ein, zwei Herzschlägen sah ich das Gesicht des Mannes. Es war auf eine unbegreifliche, sinnverwirrende Art deformiert, geradezu in sich verdreht. Während die eine Wange wie eingefallen aussah, war die andere fett und aufgequollen; der Mund mit den schwülstig aufgeworfenen Lippen verlief auf eine unmöglich anmutende Art schräg durchs Gesicht, so daß er vom Kinn bis fast zu einem der froschartigen Augen reichte.

Ich schrie auf und versuchte, mich aus seinem Griff zu befreien, aber seine Hände hielten mein Handgelenk wie ein Schraubstock umklammert. Immer noch war mein rechter Arm von der Wucht des Rückpralls fast gelähmt.

Blindlings trat ich um mich, und wieder hatte ich das Gefühl, einen Steinklotz getroffen zu haben. Etwas Spitzes bohrte sich schmerzhaft in meinen Arm. In Sekundenschnelle breitete sich der Schmerz aus

und überschwemmte meinen ganzen Körper. Glühende Lava schien durch meine Adern zu fließen. Flammen tanzten vor meinen Augen, und eine schier unerträgliche Hitze schien mein Gehirn zu verbrennen und mein Denken hinwegzufegen.

Es konnte nur Sekunden gedauert haben, bis ich aus der Ohnmacht erwachte. Der Schmerz war wie fortgeblasen, nur eine seltsame Mattheit war zurückgeblieben. Mühsam richtete ich mich auf.

Einige Dutzend Yards entfernt sah ich die Umrisse der beiden Unbekannten; das Echo ihrer hastigen Schritte drang an meine Ohren.

Es war sinnlos, sie zu verfolgen. Immer noch wußte ich nicht, um was für Kreaturen es sich überhaupt handelte und was sie gewollt hatten, aber immerhin hatten sie mir drastisch deutlich gemacht, daß man sich besser auf keinen Kampf mit ihnen einließ.

Ich bückte mich nach dem Stockdegen und schob ihn in meinen Gürtel.

Das Gewitter hatte inzwischen London erreicht. In immer kürzeren Abständen grollte der Donner. Blitz auf Blitz zuckte vom Himmel. Die ersten Regentropfen fielen.

Das Denken fiel mir merkwürdig schwer. Meine Knie schienen mit Pudding gefüllt zu sein. Ich versuchte, die Benommenheit wegzublinzeln, und taumelte auf Sill zu, die reglos, mit verrenkten Gliedern, am Boden lag. Etwas in mir zerriß bei dem Anblick. Ich fiel neben ihr auf die Knie und packte ihren Arm. Ihr Pulsschlag ging kräftig und regelmäßig.

Gott sei Dank, sie lebte. Die Fremden hatten sie nur bewußtlos geschlagen. Ihre Lippe war aufgeplatzt und begann anzuschwellen. Ich schüttelte Sill ein paarmal sanft und rief ihren Namen.

Mit einem leisen Schrei fuhr sie hoch. Einen Herzschlag lang blickte sie mich verwirrt an, dann verzerrte sich ihr Gesicht zu einer Grimasse aus Furcht und Schrecken. Sie riß sich aus meinem Griff los, sprang auf und hob drohend ihr Schwert.

»Verschwinden Sie!« schrie sie. »Verschwinden Sie, oder ich töte Sie!«

* * *

Das Zimmer war abgedunkelt, aber selbst durch die dicken Vorhänge drang noch gedämpftes Licht herein. Schatten tanzten an den Wänden, die ein wenig zu stofflich waren, um allein durch die Abwesenheit von Licht hervorgerufen zu werden. Die Schatten näherten sich langsam, aber beständig der jungen, wach in einem Bett liegenden Frau, ohne Furcht in ihr zu erwecken.

Sie wußte nicht, wo sie sich befand. Sie wußte nicht einmal, wer sie war. Man hatte irgend etwas mit ihr getan, ihr etwas eingeflößt, aber sie begriff nicht, was um sie herum vorging. Seit Stunden lag sie reglos da, mit geöffneten Augen, den Blick in weite Ferne gerichtet. Man hätte sie für tot halten können, wenn sich nicht die Bettdecke im Rhythmus schwacher, aber regelmäßiger Atemzüge heben und senken würde.

Dann, von einer Sekunde zur anderen, rissen die Nebel auf, die sich um ihren Verstand gelegt hatten, ohne daß es einen erkennbaren Anlaß dafür gab.

»Robert«, flüsterte sie, und ihr Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Sie wußte nicht, warum sie ausgerechnet diesen Namen nannte. Es gab nichts, was sich in ihrer Erinnerung damit verband.

Und doch rief schon der alleinige Klang des Wortes Haß in ihr hervor. Einen grenzenlosen, unmenschlichen Haß, für den es keine Begründung gab, der sie jedoch quälte, als wäre der Name eigens zu dem Zweck, erfunden worden, ihr Pein zuzufügen.

Ihr Name lautete Priscylla, und sie befand sich in einem privaten Sanatorium außerhalb von London, darin erschöpfte sich ihr Wissen. Viele Männer in weißen Kitteln – Ärzte, wie ihr nun bewußt wurde – hatten sich lange mir ihr beschäftigt, allen voran Dr. Jackson, ein noch junger Arzt mit einem sympathischen, offenen Gesicht. Er hatte ihr einen Trunk eingeflößt, woraufhin sie in diese Dämmerwelt zwischen Schlafen und Wachen geglitten war.

Etwas war mit ihr geschehen, hatte sich in ihre Gedanken eingeschlichen, und nun endlich hatte es die Schatten in ihrer Seele vertrieben. Priscylla begriff, daß sie krank gewesen war, sich im Griff von etwas Fremdem, Bösartigem befunden hatte, das nun überwunden war.

Der Widerschein eines grellen Blitzes drang durch die Vorhänge und tauchte das Zimmer für einen Sekundenbruchteil in fast taghelles Licht.

Als wäre der Blitz ein Signal gewesen, spürte Priscylla, wie erneut etwas Fremdartiges nach ihren Gedanken griff. Sie kämpfte mit aller Kraft dagegen an, aber die fremde Kraft war stärker. In rasendem Tempo begann sich die Umgebung zu verändern. Es war fast, als ob eine unbekannte Macht in die Realität hineingreifen und diese verändern würde; eine neue Art der Wahrnehmung, die nur die Ausgeburt eines schrecklichen Fiebertraumes sein konnte.

Priscylla sah eine junge Frau, die kaum älter als sie selbst war. Das Gesicht der Frau blieb seltsam unscharf und konturlos, aber sie war sich sicher, es noch niemals zuvor gesehen zu haben. Die Fremde befand sich auf der Flucht. Immer wieder wandte sie den Kopf nach einem ebenso undeutlich erkennbaren Verfolger um, während sie von panischer Angst getrieben durch die nächtlichen Straßen hetzte. Irgendwann erreichte der Mann sie und schleuderte sie zu Boden. Ein Blitz flammte auf und beleuchtete die gespenstische Szene.

Im gleichen Moment zerrissen die Schatten, die das Gesicht des Verfolgers verhüllt hatten.

Priscylla fuhr in ihrem Bett hoch und stieß einen gellenden Schrei aus. Wenige Sekunden später griffen starke Hände nach ihr und preßten sie auf das Bett zurück.

Aber sie schrie noch immer. Und sie hörte auch nicht auf. Erst als die gleichen Hände, die sie hielten, eine dünne Nadel in ihre Vene stießen und ihr ein beruhigendes Medikament injizierten, beruhigte sie sich.

Sehr langsam.

* * *

Jennifer glaubte, wahnsinnig zu werden.

Die Gestalt des Mannes war stämmig und groß, seine ganze Haltung drückte eine geradezu animalische Wildheit aus. Die Züge seines Gesichts waren grob und ungeschlacht, auf entsetzliche Art in sich verschoben, als hätte die Hand eines Riesen es zusammengepreßt und anschließend nachzumodellieren versucht. Aber obwohl der Unbekannte sich über sie beugte, konnte Jennifer es nur undeutlich erkennen, als ob es hinter einem nebligen Schleier verborgen wäre. Auf unbegreifliche Art schienen die Konturen des Gesichts in sich zu verschwimmen und unschärfer zu werden, je stärker sie sich darauf konzentrierte.

Breitbeinig stand der Fremde vor ihr und starrte auf sie herab. Sein Atem ging rasch und keuchend und erzeugte ein widerwärtiges, rasselndes Geräusch. Seine Augen glühten unter einem inneren Feuer.

Jennifer wollte schreien, aber eine unsichtbare Hand schien ihr die Kehle zusammenzupressen. Sie war unfähig, sich zu rühren. Gelähmt vor Schrecken starrte sie den Fremden an.

In der Hand hielt er einen Spazierstock mit einem wuchtigen, silbernen Knauf. Ein gemeines Lächeln glitt über sein Gesicht, während er zum Schlag ausholte; langsam und genüßlich.

Endlich gewann Jennifer die Besinnung zurück. Sie schrie auf und wälzte sich zur Seite. Kaum eine Handbreit neben ihrem Körper hämmerte der silberne Knauf aufs Pflaster.

Jennifer versuchte aufzuspringen, aber auf dem feuchten Boden verlor sie den Halt und stürzte erneut. Der Stock fuhr herab, traf ihren Rücken und zog eine feurige Spur über ihre Haut.

Der Schmerz raubte ihr den Atem. Sie riß den Mund auf, war aber nicht einmal in der Lage, einen Schrei auszustoßen. Zusammengekauert blieb sie am Boden liegen und begann zu wimmern.

Irgendwo klangen Stimmen auf. Jennifer schöpfte wieder schwache Hoffnung.

»Hilfe!« schrie sie mit überschnappender Stimme.

Einen Moment wirkte der Fremde irritiert und hob lauernd den Kopf. Die Stimmen wurden lauter, und dann hörte Jennifer schwere Schritte, die sich rasch näherten.

»Hilfe!« schrie sie noch einmal.

Brutal riß der Mann sie hoch und schlug ihr mit der Hand ins Gesicht. Ihr Schrei brach ab. Schwarze Nebel wallten vor Jennifers Augen.

Sie spürte nicht mehr, wie der Mann sie wie einen Sack über seine Schulter warf und mit ihr in der Dunkelheit untertauchte.

* * *

»Sill«, rief ich verstört. »Was hat das zu...«

»Gehen Sie endlich«, unterbrach sie mich kalt. »Ich weiß nicht, wer Sie sind und was Sie wollen, aber ich werde Sie töten, wenn Sie nicht sofort verschwinden.«

Um ihren Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen, hob sie ihr Schwert noch ein wenig an.

Ich begriff überhaupt nichts mehr. War sie denn verrückt geworden, daß sie mich nicht mehr erkannte? Die Entschlossenheit in ihrem Blick zeigte, daß sie ihre Drohung ohne zu zögern wahr machen würde, wenn ich nicht gehorchte.

»Sill, komm zu dir!« Ich unternahm einen letzten Versuch, sie zur Besinnung zu bringen.

Gedankenschnell stach ihr Schwertarm vor; so schnell, daß ich keine Chance mehr zum Ausweichen gehabt hätte, wenn sie mich hätte treffen wollen. Kaum eine Handbreit vor meiner Kehle verharrte die Klinge.

Es war aussichtslos, weiter auf sie einzureden. Sie mußte wirklich den Verstand verloren haben, und sie würde mich töten, wenn ich ihr weiterhin zu helfen versuchte. Ich trat einige Schritte zurück und drehte die Handflächen nach außen, um ihr zu zeigen, daß ich ihr nicht feindlich gesinnt war.

Noch einmal hob sie das Schwert und sprang mit einem Schrei auf mich zu. Der Hieb war nicht nach mir gezielt, aber ich wich zurück und lief einige Schritte weit.

Als ich mich umdrehte, stürmte Sill In die entgegengesetzte Richtung davon. In Abständen von wenigen Sekunden rissen Blitze ihre Gestalt aus der Dunkelheit. Sie tauchte in eine Gasse ein.

Ich rannte ihr ein Stück nach, bis ich ebenfalls die Abzweigung erreicht hatte. Die Gasse lag leer und verlassen vor mir. Von Sill fehlte jede Spur.

Resignierend wandte ich mich wieder um. Der sintflutartige Regen hatte mich mittlerweile bis auf die Haut durchnäßt. Es hatte keinen Sinn, die Gegend nach Sill zu durchsuchen. Es gab Tausende von Schlupfwinkeln, wo sie sich verstecken konnte. Mir blieb nur die Hoffnung, daß sie schnellstens wieder zur Besinnung kam. Sie wußte, wo ich wohnte, und sobald ich zu Hause war, würde ich nach ihr suchen lassen. Mehr konnte ich vorläufig nicht für sie tun.

Verbissen stapfte ich weiter. Die Kleidung klebte mir am Körper; in meinen Schuhen schwappte das Wasser bei jedem Schritt. Der Regen fiel wie eine Wand aus Wasser vom Himmel, und für einen Augenblick spielte ich mit dem Gedanken, mich irgendwo unterzustellen und zu warten, bis das Unwetter weitergezogen war. Ich verwarf den Gedanken sofort wieder. Die Sorge um Sill trieb mich voran; ich mußte den Ashton Place so schnell wie möglich erreichen. Außerdem war ich ohnehin naß bis auf die Knochen, und wahrscheinlich würde ich mir mindestens eine saftige Erkältung einhandeln. Das Gewitter konnte noch Stunden andauern, und wenn ich mich – naß, wie ich nun schon war – irgendwo unterstellte, statt mich zu bewegen, würde höchstwahrscheinlich eine Lungenentzündung daraus werden. Ich brauchte schnellstens trockene Kleidung und einen starken Grog. Beides konnte ich nur zu Hause bekommen. Oder...

Ich ärgerte mich, daß ich nicht früher auf den Gedanken gekommen war. Der Ashton Place lag fast am entgegengesetzten Ende von London. Wesentlich näher lag die Kanzlei Dr. Grays. Er würde nicht gerade begeistert sein, zu dieser Zeit aus dem Schlaf gerissen zu werden, aber der Ärger würde sich bei meinem Anblick wohl schnell legen.

Noch schneller als zuvor hastete ich weiter.

Meine Gedanken kreisten um die beiden Unbekannten, die uns überfallen hatten. Noch einmal sah ich das gräßlich deformierte Gesicht vor mir und spürte den Schmerz, als ich nach dem Mann geschlagen hatte. Es gab keinen Zweifel, daß Magie für die Verwandlung verantwortlich war, aber dadurch wurde das Verhalten der Unbekannten nur noch unverständlicher.

Wer waren die Männer? Warum hatten sie uns überfallen, und warum hatten sie sich damit begnügt, uns nur niederzuschlagen, anstatt uns umzubringen, als sie die Gelegenheit dazu hatten?

Ich spürte ein leichtes Kribbeln im Arm und fühlte eine kleine Schwellung, als ich mit der Hand darüberstrich. Wahrscheinlich ein Bluterguß, der vom harten Griff des Unheimlichen herrührte.

Eine unbedeutende Verletzung.

Dachte ich...

* * *

»Ich möcht wissen, wo der Kleene steckt«, murmelte Rowlf zum wiederholten Male. Zusammen mit Howard saß er in der Bibliothek des Andara-Hauses, obwohl es bereits weit nach Mitternacht war. Mehr aus Verzweiflung denn aus Wut schlug er mit der Faust auf die Lehne seines Sessels, die ein bedenkliches Knirschen von sich gab. »Wenigstens ’ne kurze Nachricht hätter inner ganzen Zeit ja ma schickn könn’, oda?«

Auch Howard machte sich Sorgen um Robert, aber er ließ sich seine Unruhe nicht anmerken. Versonnen blickte er in die Flammen des Kaminfeuers, das eine behagliche Wärme im Raum verbreitete, sog gelegentlich an seiner Zigarre und blies stinkende graue Rauchwolken in die Luft.

Sie waren selbst erst vor zwei Tagen nach London zurückgekehrt und hatten hier erst von Roberts Verschwinden erfahren.

Howard sprach nicht aus, was er dachte. Es entsprach wirklich nicht Roberts Art, fast vier Monate lang spurlos unterzutauchen, ohne irgendein Lebenszeichen von sich zu geben.

Falls er dazu in der Lage war.

Das war der springende Punkt. Howard wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Es mochte tausend und mehr völlig harmlose Erklärungen geben, warum Robert sich nicht meldete. Niemand wußte, wo er nach dem Durchgang durch das Tor, das sich in der Wanduhr in seinem Arbeitszimmer verbarg, herausgekommen war. Es konnte sein, daß er irgendwo am anderen Ende der Welt gelandet war und einfach noch keine Möglichkeit gehabt hatte, eine Nachricht abzuschicken.

Aber es gab auch mindestens ebenso viele mögliche Erklärungen, die weit weniger harmlos waren – dafür aber sehr viel wahrscheinlicher.

Die Kette der Möglichkeiten begann damit, daß er überhaupt nicht erst aus dem Tor herausgekommen war, denn das Transportsystem der GROSSEN ALTEN wurde von Tag zu Tag instabiler, und sie endete damit, daß sie sich wegen Todesfall einen neuen Helden für die Serie suchen mußten. Dazwischen lag eine Vielzahl weiterer Möglichkeiten, und Howards Phantasie reichte aus, sich genügend Schicksale vorzustellen, die schlimmer als der Tod sein mochten.

Aber er sprach nichts von alldem aus. Er wußte, wie sehr Rowlf an dem »Kleinen« hing, auch wenn man ihm aufgrund seines grobschlächtigen Äußeren kaum mehr als die Sensibilität eines

besonders dickhäutigen Nilpferdes zutraute. Es nutzte niemandem, solchen düsteren Gedanken nachzuhängen.

Das Läuten der Türglocke ließ ihn auffahren. Hastig erhob er sich, aber noch schneller war Rowlf. Der Hüne stürmte an ihm vorbei durch die Eingangshalle und riß das Portal auf.

»Wat wollnse?« fuhr er die Frau auf der Schwelle mit unverhohlener Enttäuschung an.

Auch Howard fühlte sich enttäuscht; einige Sekunden lang hatte er wirklich der wahnwitzigen Hoffnung nachgehangen, es könnte Robert sein, auch wenn er wußte, wie unwahrscheinlich ein so unverhofftes Auftauchen nach der langen Zeit war.

Die Frau ignorierte Rowlf schlichtweg und wollte an ihm vorbei ins Haus treten, doch sie hatte sich in ihm verrechnet. Mit einer spielerisch anmutenden, für die Unbekannte jedoch sicherlich wenig angenehmen Handbewegung packte er sie und hielt sie zurück.

Die Frau warf ihm einen wütenden Blick zu, dann schaute sie Howard wieder an.

»Sie müssen Mr. Lovecraft sein. Ich komme von Robert, er – he, Sie tun mir weh«, fuhr sie Rowlf an, der seinen Griff bei der Erwähnung von Roberts Namen unwillkürlich verstärkt hatte.

»Robert? Wo ist er? Was ist passiert?« stieß er hervor und vergaß vor Aufregung sogar seinen Akzent.

»Wenn Sie mich endlich hereinließen, könnte ich Ihnen alles erklären«, fauchte die Frau.

Howard erkannte, daß sich hinter der Maske ihrer Aggressivität tiefe Unsicherheit und ein noch nicht verwundener Schrecken verbargen.

»Wat is nu mit Robert?« polterte Rowlf, kaum daß sie eingetreten war. »Wer sin Sie denn überhaupt?«

»Ich heiße Sill el Mot. Vor ein paar Stunden bin ich mit Robert angekommen, und dann…«

Sie sprach nicht weiter, sondern sah Howard fast hilfesuchend an. Sie muß Schlimmes durchgemacht haben, dachte er. Aufmerksam musterte er sie.

Sill el Mot – der Name erinnerte ihn an etwas, aber er wußte selbst nicht zu sagen, woran. Sie war jünger, als er im ersten Moment geglaubt hatte, und jetzt, als er ihr nahe war, sah er auch, daß sie ein ganzes Stück hübscher war – selbst für die Schönheitsbegriffe eines Europäers.

Wenn Howard jemals eine Orientalin gesehen hatte, dann sie. »Sill?« sagte er lahm. »Ihr – Name ist Sill?«

»Ja.« Sill nickte. »Sie müssen Howard sein. Und dieser grobe Mensch hier ist zweifellos Rowlf. Robert hat von Ihnen erzählt.«

»Er lebt also«, sagte Howard erleichtert.

Sill nickte, aber irgendwie überzeugte Howard dieses Nicken nicht völlig.

»Erzählen Sie«, sagte er.

Sill gehorchte. Mit knappen Worten schilderte sie den Überfall. »Als ich wieder zu mir kam, beugte sich ein unbekannter Mann über mich. Ich konnte ihn vertreiben, aber Robert war verschwunden«, schloß sie.

Ungläubig lauschte Howard ihren Worten. Er wußte nicht, ob er sich freuen sollte oder nicht. Immerhin war Robert entgegen allen Befürchtungen gesund nach London zurückgekehrt, auch wenn er hier direkt wieder in die Bredouille geraten war.

»Und Sie wissen nicht, wo Robert ist?«

Sill schüttelte den Kopf. »Wenn ich es wüßte, dann wäre ich nicht hier, sondern dort, um ihn zu suchen.«

»Na, gut, dasses nich weiß, Kleine«, sagte Rowlf gutmütig. »London is ne verdammt gefährliche Stadt für'n Mächen wie dich, weisse?«

»Ach?« machte Sill. Sie lächelte. Aber es wirkte eigentlich nicht erschrocken, dachte Howard verwirrt. Ganz im Gegenteil – der Blick, den sie Rowlf zuwarf, war beinahe…

Ja – beinahe mitleidig.

* * *

Das riesige Gewölbe wurde vom flackernden Licht einiger Fackeln nur

notdürftig erleuchtet. Der Lichtschein brach sich an den rauhen Wänden und den Stützpfeilern, verfing sich an Kanten und Vorsprüngen und warf bedrohlich anmutende Schatten, die von einem unheimlichen Eigenleben erfüllt schienen. Dahinter lauerte wie ein zum Sprung bereites Raubtier die Dunkelheit, die in den Tiefen des Gewölbes nistete und unablässig an den faserigen Rändern der hellen Oase nagte.

Es war feucht hier unten; kleine Wasserrinnsale liefen an den mit weißlichem Salpeter bedeckten Wänden herab und versickerten im Boden. Ein muffiger Geruch nach Moder und Schimmel erfüllte die Luft. Die Stille wurde nur vom gelegentlichen leisen Platschen eines fallenden Wassertropfens und dem leisen Knistern der Fackeln unterbrochen, wenn ein scheinbar aus dem Nichts kommender Windhauch sie zum Erlöschen zu bringen drohte.

Jennifer Corland zerrte an ihren Fesseln. Die dünnen Schnüre schnitten in ihre Haut, aber sie waren zu fest, um sie zerreißen zu können, und die Knoten waren fachmännisch geknüpft. Ihre Handgelenke schmerzten, als ob jemand eine brennende Fackel daran halten würde. Ihre Haut war blutig, und bei jeder Bewegung schnitten die Fesseln tiefer ein.

Immer wieder blickte die junge Frau zu dem schwarzgekleideten Mann, der einige Schritte von ihr entfernt auf dem Boden saß.

Er wandte ihr den Rücken zu, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Immerhin konnte sie erkennen, daß es sich nicht um den Unhold mit dem gräßlich verzerrten Gesicht handelte, der sie überfallen und hergeschafft hatte. Der Mann vor ihr war schlank und groß, fast hager, und seine Haltung drückte nichts von der animalischen Wildheit des monströsen Kretins aus.

Seit sie vor ein paar Minuten aus ihrer Ohnmacht erwacht war, saß er in dieser unnatürlichen steifen Haltung da. Die ganze Zeit über hatte er sich nicht einmal bewegt.

Wenn er etwas von ihren Befreiungsversuchen merkte, ließ er es sich nicht anmerken. Wahrscheinlich wußte er, daß sie die Fesseln nicht abstreifen konnte, und hielt es deshalb nicht für nötig, auf ihre sinnlosen Versuche zu reagieren.

Verbissen kämpfte Jennifer gegen den Schmerz an und zerrte mit der Kraft der Verzweiflung weiter an den dünnen Schnüren. Sie wußte nicht, was man von ihr wollte und warum man sie hierher gebracht

hatte (wo immer dieses hier auch sein mochte), aber es würde sicherlich nichts Angenehmes sein.

Irgendwie mußte sie sich befreien. Wenn der Mann sie weiterhin nicht beachtete, konnte sie ihn möglicherweise von hinten überwältigen.

Ihr war bewußt, wie gering diese Chance war, aber dennoch klammerte sie sich, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, an die vage Hoffnung, weil es die einzige war, die sie hatte. Zugleich lenkte sie ihre Gedanken damit von dem Wahnsinn ab, der bereits nach ihr griff und sie zu lähmen drohte.

Immer wieder mußte sie kurze Pausen einlegen, weil der Schmerz übermächtig wurde. Sie fühlte warmes Blut über ihre Hände rinnen und unterdrückte mühsam ein Stöhnen, um den Unbekannten nicht doch noch auf sich aufmerksam zu machen.

Ein metallisches Scharren ließ sie aufschrecken. Schwere Schritte klangen auf und hallten als bizarre Echos von den Wänden wider. Dann traten zwei Männer und eine Frau in den Lichtkreis der Fackeln. Trotz der Kälte trug die Frau nur ein bodenlanges Nachthemd. Ihr von goldenem Haar umrahmtes Gesicht war schön, aber leblos und maskenhaft wie das einer Puppe. Es zeigte nicht die geringste Gefühlsregung, und der Blick der Unbekannten war starr geradeaus gerichtet, als ob sie schlafwandelte.

Mit einer geschmeidigen Bewegung richtete sich Jennifers Bewacher auf. Erstmals konnte sie sein aristokratisch geschnittenes Gesicht sehen. Es zeigte einen stolzen, fast arroganten Ausdruck. Die Lippen waren wie zwei schmale, blutleere Striche und bewegten sich auch beim Sprechen kaum. Er machte einen gebildeten Eindruck und bildete damit einen denkbar großen Gegensatz zu den beiden bulligen Begleitern der Frau, deren Muskeln sich ganz offensichtlich auf Kosten ihrer Intelligenz gebildet hatten.

»Hat es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben?« wandte sich der Hagere an die Männer.

»Wir haben ihm das Zeug gespritzt, Dr. Jackson, alles in Ordnung. Allerdings...«

Der Mann brach ab, leckte sich mit der Zungenspitze über die Lippen und knetete nervös seine Hände.

»Allerdings was?« hakte Dr. Jackson nach.

»Er war nicht allein. Bei ihm war noch eine komisch angezogene Frau. Sie ist mit einem Schwert auf uns losgegangen.«

»Eine Frau?« Die Unbekannte in dem Nachthemd erwachte schlagartig aus ihrer Trance. Ihr Gesicht verzerrte sich in jähem Haß.

»Sei ruhig, Priscylla«, fuhr der Hagere sie an, bevor er sich wieder an ihre Begleiter wandte. »Was habt ihr mit ihr gemacht?«

»Wir haben sie niedergeschlagen und sind abgehauen.«

»Narren!« rief Dr. Jackson kalt und maß die Männer mit wütenden Blicken. »Ihr hättet sie herbringen sollen. Ich hätte sie für meine Experimente gut gebrauchen können, und außerdem wäre sie ein hervorragendes Druckmittel gegen Craven gewesen.«

»Schicke die Idioten noch einmal aus, damit sie sie holen«, forderte die Frau, die er mit Priscylla angeredet hatte. »Wenn sie sich beeilen, können sie sie vielleicht noch einholen, bevor sie Andara-House erreicht. Ich will diese Frau hier haben.«

»Es geht nicht, das weißt du. Ich habe nicht mehr genug von dem Serum.«

»Dann schicke sie so los, sie werden ja wohl mit einer harmlosen Frau fertig werden. Sie könnte unsere Pläne stören.«

Dr. Jackson winkte unwirsch ab.

»Sei nicht närrisch, Priscylla. Alles läuft nach Plan. Das einzige, was uns gefährlich werden kann, ist deine unbegründete Eifersucht. Wenn Craven das Serum bekommen hat, ist die Frau unbedeutend. Viel wichtiger ist jetzt, daß ich meine Experimente fortsetzen kann.«

Ein fanatisches Funkeln trat in seine Augen, als er sich zu Jennifer umwandte, die dem Gespräch verständnislos gelauscht hatte. Sie begriff immer noch nicht, was um sie herum vorging. Auch wenn nirgendwo etwas von dem Unhold zu sehen war, der sie niedergeschlagen hatte, beruhigte sie das nicht im geringsten. Anscheinend war sie in eine Versammlung von Wahnsinnigen geraten. Waren das die Menschen, die sie vor ihrer Ohnmacht gehört hatte? War sie bei ihrer scheinbaren »Rettung« vom Regen in die Traufe geraten?

»Bitte, lassen Sie mich gehen!« flehte sie schluchzend. »Ich werde niemandem erzählen, was ich gesehen und gehört habe, aber tun Sie

mir nichts!«

»Schweig!« befahl Dr. Jackson hart, dann überzog ein beinahe freundliches Lächeln sein Gesicht. »Sieh mal, hier geht es um bedeutende wissenschaftliche Experimente, und für den Fortschritt sind manche Opfer unumgänglich, das wirst du doch sicher verstehen, nicht wahr? Zu meinem Bedauern komme ich vorläufig noch nicht ohne eine gewisse Menge an Menschenblut aus.«

Immer noch lächelnd zog er einen Dolch unter seinem Gehrock hervor…

* * *

Der Regen hatte bereits nachgelassen, und die Abstände zwischen Blitz und Donner wurden länger, als ich das Haus Dr. Grays erreichte. Ich ließ den wuchtigen Türklopfer ein paarmal niedersausen.

Wie nicht anders zu erwarten, brannte zu dieser späten (oder je nach Standpunkt frühen) Stunde nirgendwo im Haus mehr Licht, aber der Lärm hätte ausgereicht, einen Toten aufzuwecken.

Es dauerte kaum eine Minute, bis die Tür einen Spaltbreit geöffnet wurde, gerade so weit, bis sich die vorgelegte Sicherheitskette spannte. Dahinter kam das verschlafene Gesicht eines Butlers zum Vorschein; offensichtlich hatte ich ihn aus tiefstem Schlaf gerissen.

Ich kannte den Mann nicht, wahrscheinlich hatte Gray ihn erst während meiner unfreiwilligen Weltreise eingestellt.

»Was wünschen Sie?« fragte er scharf.

Die Begrüßung war nicht gerade höflich und durchaus nicht das, was ich von Grays Angestellten gewohnt war. Unter anderen Umständen hätte ich in gebührender Form darauf geantwortet, aber jetzt schluckte ich die scharfe Entgegnung herunter, die mir auf der Zunge lag, und bemühte mich um ein halbwegs freundliches Lächeln.

»Es tut mir leid, so spät zu stören, aber ich muß mit Dr. Gray sprechen. Sofort. Es ist wichtig.«

Der Mann musterte mich, und was er sah, schien ihm ganz und gar nicht zu gefallen.

Ich konnte es ihm nicht einmal verdenken. Meine verdreckte,

notdürftig geflickte Kleidung sah aus, als hätte ich sie irgendwo aus einer Mülltonne geklaut; dazu kam der Regen, und da mir während der ganzen Überfahrt speiübel gewesen war, war ich nicht einmal dazu gekommen, mich zu rasieren. Ich mußte einen alles andere als vertrauenerweckenden Eindruck auf ihn machen. Mit Sicherheit jedenfalls nicht den Eindruck eines Mann, mit dem jemand wie Gray verkehrte.

»Ich – äh, ich glaube kaum, daß Dr. Gray Sie jetzt empfangen wird. Wissen Sie überhaupt, wie spät es ist? Wenn Sie ein Anliegen haben, dann kommen Sie doch bitte morgen...«

Noch während er sprach, versuchte er, die Tür wieder zu schließen. Da ich inzwischen meinen Fuß in den Spalt gestellt hatte, blieb es beim Versuch.

»Bitte, es ist äußerst dringend«, sagte ich noch einmal mit erzwungener Ruhe. Nach der stundenlangen Wanderung durch den Regen und dem seltsamen Überfall, gepaart mit Sills noch seltsamerer Reaktion, verspürte ich keinerlei Lust, lange mit diesem Idioten zu diskutieren, auch wenn er nur das tat, was er für seine Pflicht hielt.

»Sagen Sie Gray, daß Robert Craven ihn sprechen möchte, dann wird er mich empfangen.«

Die erhoffte Zauberwirkung bei der Nennung meines Namens blieb aus. Anscheinend hatte der Butler ihn zuvor noch nicht gehört.

Sein Gesicht wurde noch abweisender, als er auf meinen im Türspalt plazierten Fuß blickte, aber zugleich stahl sich auch ein unsicheres, ein wenig ängstliches Funkeln in seinen Blick. Wenn man um diese Zeit von einem so fragwürdigen Subjekt belästigt wurde, wie ich es in seinen Augen zweifelsohne darstellte, konnte das nur Ärger bedeuten. Ich konnte förmlich sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Wahrscheinlich überlegte er, wie er mich am einfachsten abwimmeln konnte, ohne Gefahr zu laufen, daß ich ihm kurzerhand die Tür einrannte.

»Hören Sie, ich möchte wirklich keinen Ärger«, sagte er entgegenkommend. »Dr. Gray wird sicherlich sehr ungehalten sein, wenn ich ihn um diese Zeit wecke, und möglicherweise wird er sogar...«

»Was ist denn hier los?« vernahm ich Grays Stimme hinter dem Butler.

»Es tut mir leid, Sir, hier ist ein Mann, der Sie unbedingt sprechen

möchte. Er sagt, er hieße Robert Craven und...«

»Robert!« Es klang fast wie ein Schrei.

Der Butler trat hastig zur Seite, und gleich darauf erschien Grays vor Aufregung gerötetes Gesicht im Türspalt.

Seine Augen weiteten sich vor Ungläubigkeit, als er mich sah.

Ich zog meinen Fuß zurück und wollte schon erleichtert aufatmen, als mich etwas in seinem Blick warnte.

Gray mußte um seine Fassung ringen, aber was ich in seinem Gesicht las, war nicht die Wiedersehensfreude, sondern eher – ja, eher eine ungläubige, betrogene Hoffnung, hinter der eine immer stärkere Wut aufkeimte.

»Dr. Gray, was ist mit...«

»Das ist ein schlechter Scherz, den Sie sich da erlaubt haben, Mister«, unterbrach er mich eisig. »Ich weiß nicht, was Sie sich davon versprechen, aber ich rate Ihnen, sofort zu verschwinden und niemals wiederzukommen, wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen die Polizei auf den Hals hetze.«

»Aber...«

Mit lautem Krachen fuhr die Tür ins Schloß. Fassungslos starrte ich das glatte Holz an.

* * *

Auch nachdem Sill mit ihrem Bericht geendet hatte, schwieg Howard noch und kaute gedankenverloren auf seiner Zigarre herum. Zu phantastisch war das, was er gehört hatte.

Aber vielleicht war gerade das der Grund, aus dem er ihr letztendlich glaubte: Niemand würde sich eine so verrückte Geschichte ausdenken, es sei denn, man würde ihm ein fürstliches Autorenhonorar dafür bezahlen. Er konnte sich keinen Grund vorstellen, warum die junge Frau lügen sollte,

»Dat heißt, dat se sich Robert geschnappt ham«, polterte Rowlf nach einer Weile. »Auf was wart'n wir noch? Soll'n wir nich langsam ma nach ihm suchen?«

Howard schüttelte tadelnd den Kopf.

»Du weißt selbst, wie sinnlos das wäre. Wir haben nicht den geringsten Anhaltspunkt, wo wir mit der Suche beginnen können. Genauso sinnlos wäre es, wenn wir uns an die Polizei wenden würden. Allem Anschein nach handelt es sich nicht um ein normales Verbrechen. Wir können nur abwarten.«

»Abwart'n!« Rowlf schnaubte verächtlich und zog gleich darauf geräuschvoll die Nase hoch. »Un wenn se dem Kleinen inzwischen den Kopp einschlag'n?«

»Das hätten die Kerle gleich an Ort und Stelle erledigen können, wenn sie es darauf abgesehen hätten.« Howard stand auf, ging ein paar Schritte im Zimmer auf und ab und blieb schließlich vor dem Fenster stehen. Einige Sekunden blickte er in die Dunkelheit hinaus. Das Gewitter war weitergezogen, nur am Horizont zeigte sich gelegentlich noch fernes Wetterleuchten. Seine scheinbare Ruhe war nichts als eine Maske, unter der er seine wahren Gefühle verbarg. Es war wichtig, daß er einen klaren Kopf behielt.

»Nein, ich glaube nicht, daß sie ihn töten wollen«, sprach er nach einer kurzen Pause weiter und wandte sich wieder vom Fenster ab. »Die beiden Kerle waren doch angeblich unbesiegbar. Was also hätte sie davon abhalten sollen, es sofort zu tun!«

»Sie bewegten sich schneller, als ich es jemals bei einem Menschen gesehen habe«, wiederholte Sill. »Ich habe sie mit dem Schwert angegriffen, aber ich konnte sie nicht treffen.« Sie kaute auf ihrer Lippe herum. »Ich hätte den Mann nicht vertreiben sollen, der mich geweckt hat. Er war keine dieser Kreaturen. Vielleicht war er nur ein Passant, der mir helfen wollte, aber etwas an ihm wirkte so seltsam fremd, daß es mir Angst einflößte. Es könnte sein, daß er etwas gesehen hat, das uns weiterhelfen könnte.«

»Typisch. Erst ma haun, un dann erst denkn«, nuschelte Rowlf. Howard warf ihm einen bösen Blick zu. »Ich mein ja nur«, fügte der Hüne hinzu.

»Ich – ich war so überrascht, daß ich überhaupt nicht nachgedacht habe«, fuhr Sill fort. »Die fremde Umgebung, der plötzliche Angriff – ich bin es nicht gerade gewohnt, daß jemand mir zu helfen versucht.«

Howard warf seine Zigarre in den Aschenbecher und zündete sich sofort eine neue an.

»Das könnte eine Spur sein. Versuchen Sie, sich an den Mann zu erinnern. Die Chance, ihn zu finden, ist zwar minimal, aber«, ein kurzes, humorloses Lächeln glitt über Howards Gesicht, »vielleicht haben wir das Glück, daß er zur Polizei gelaufen ist, um Sie anzuzeigen.«

Sill konzentrierte sich, dann schüttelte sie verwirrt den Kopf.

»Es geht nicht. Ich weiß nicht mehr, wie der Mann aussah.«

»Aber Sie müss'n doch noch wenigstens in etwa wiss'n, wat es für'n Typ war«, brummte Rowlf.

Hilflos zuckte Sill mit den Schultern.

»Ich verstehe das selbst nicht. Ich weiß genau, was der Mann tat, aber ich kann ihn mir nicht im geringsten vorstellen. Er bleibt nur ein dunkler Schatten, obwohl ich ihn ganz genau gesehen habe.«

Howard blickte sie durchdringend an, forschte in ihrem Gesicht nach einem Anzeichen, daß sie ihn belog oder zumindest nicht alles sagte, was sie wußte, aber er fand nichts. Ihre Verwirrung schien echt zu sein. Anscheinend hatten die Ereignisse sie doch mehr mitgenommen, als er geglaubt hatte; offenbar hatte sie einen Schock erlitten.

Er räusperte sich.

»Nun gut, lassen wir das. Es wird Ihnen schon wieder einfallen. Ich glaube ohnehin nicht, daß der Mann uns sonderlich weiterhelfen kann.«

»Also wa'ten wir un leg'n nur die Hände innen Schoß«, brummte Rowlf böse.

»Genau das werden wir nicht tun«, antwortete Howard mit einem versteckten, doch sehr ernsten Lächeln.

* * *

Ziellos irrte ich durch die Straßen. Längst wußte ich nicht mehr, wo ich mich befand und wie viele Stunden vergangen waren. Am Horizont begann es bereits zu dämmern. Noch niemals zuvor war mir London so groß vorgekommen, aber ich machte mir nicht einmal die Mühe, nach bekannten Punkten zu suchen. Ich rannte einfach immer weiter und begrüßte die Seitenstiche und den Schmerz in meinen

Beinen; lenkten sie mich doch ein wenig von meinen finsteren Grübeleien ab und bildeten eine Art körperliches Gegengewicht zu meiner unnatürlichen geistigen Gleichgültigkeit.

Als Gray mir die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte, war ich erschrocken gewesen, aber das wirkliche Entsetzen war erst später gekommen. Ich war wie betäubt, fühlte mich hilflos wie niemals zuvor in meinem Leben. Und selbst jetzt war der Schock nicht so groß, wie er eigentlich hätte sein müssen. Vielleicht weigerte sich mein Gehirn schlichtweg, die Tatsache, daß Gray mich nicht erkannt hatte, zu akzeptieren, und brauchte Zeit, um den unbegreiflichen Vorfall zu verarbeiten. Der eigentliche Schock würde erst später kommen, dann aber um so schlimmer.

Vielleicht war ich durch die Erlebnisse der letzten Zeit auch einfach zu abgestumpft, um etwas anderes als ein dumpfes Gefühl der Taubheit zu verspüren.

Etwas war während meiner Abwesenheit in London geschehen, auf das ich mir keinen Reim machen konnte. Senil war Gray nicht gerade zu nennen. Auch den Gedanken, man könnte ihm das Gedächtnis geraubt haben, verwarf ich sofort wieder, denn an meinen Namen hatte er sich erinnert.

Nur an mein Aussehen nicht.

Gut, ich war schmutzig und zerlumpt, aber das reichte keinesfalls als Begründung. Nicht einmal die wahnwitzige Vermutung, ich könnte mich durch irgend etwas verändert haben, traf zu, wie mir ein Blick in eine spiegelnde Straßenpfütze zeigte.

Aber was zum Teufel hatte das alles zu bedeuten? Die Szene hätte einem Alptraum entstammen können; einem von der ganz besonders gehässigen Sorte, bei denen man auch nach dem Aufwachen noch lange Zeit nicht zwischen Traum und Realität unterscheiden konnte. Aber ich war ja noch nicht einmal aufgewacht, obwohl ich mir nichts sehnlicher wünschte, als von der schmalen Pritsche in meiner Kabine an Bord der JENNIFER THYS aufzuspringen und meinetwegen auch wieder mit dem Kopf an den verdammten Balken darüber zu knallen, mit dem ich während der Überfahrt des öfteren Bekanntschaft gemacht hatte.

Es war nur ein Wunschbild, und ich wußte es. Meine Ankunft in London war ebenso real wie alles, was danach passiert war.

Alles in mir drängte mich, so schnell wie möglich zum Ashton Place

zu laufen, doch gleichzeitig verspürte ich Angst, Angst davor, daß mir dort das gleiche passieren würde wie bei Gray. Der Gedanke, von Howard oder Rowlf ebenfalls nicht erkannt zu werden, war unerträglich. Denn irgendwo tief in mir spürte ich, daß es so sein würde.

Die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf, ohne daß ich in der Lage war, mich zu konzentrieren und auch nur halbwegs klar zu denken.

Ich fuhr zusammen, als ich die Berührung von etwas Hartem im Rücken spürte.

»Keine unvorsichtige Bewegung«, befahl eine kalte Stimme.

* * *

»Etwas stimmt nicht«, murmelte Priscylla.

Unruhig ging sie in dem kleinen Krankenzimmer auf und ab, in das sie zusammen mit Jackson zurückgekehrt war. Durch irgendeinen dummen Zufall konnte ihr Fehlen entdeckt werden, obwohl er der alleinverantwortliche Arzt für sie war und streng verboten hatte, ihr Zimmer zu betreten, solange kein Notfall vorlag.

Dann würde es einen Haufen Fragen geben, und es war zu früh, Mißtrauen auf sich zu ziehen. In zwei oder drei Wochen würde er seine Experimente abschließen können, und dann war er stark genug, das gesamte Klinikpersonal unter seinen Willen zu zwingen. Solange mußte auch sie sich noch gedulden. Noch war es zu früh, die Maske fallen zu lassen.

»Was soll denn nicht stimmen?« fragte Jackson, obwohl er die Antwort kannte.

Sie blickte ihn tadelnd an, schwieg aber.

Jackson nahm ihren tadelnden Blick unsicher zur Kenntnis. Etwas an der jungen Frau beunruhigte ihn, aber er vermochte das Gefühl nicht in Worte zu kleiden. Seit sie vor rund vier Monaten eingeliefert worden war, hatte sie eine bemerkenswerte Entwicklung durchgemacht, und manchmal glaubte er, daß es nicht allein auf die ihr verabreichten Medikamente und Drogen zurückzuführen war. Es mußte noch etwas anderes geben, wovon er nichts wußte.

Er hatte von Anfang an erkannt, daß sie ihm für seine Experimente nützlich sein konnte. In ihr schlummerten starke mediale Kräfte, und es war ihm gelungen, sie für seine Zwecke zu nutzen.

Dennoch blieb ihm die Frau ein Rätsel. Die meiste Zeit über war ihr Verstand völlig klar – sah man von der Beeinflussung durch die Drogen ab –, doch geschah es immer wieder, daß sie in ihr bislang ungeklärtes Trauma zurückfiel und sich in dieser Zeit ganz und gar von der Umwelt abkapselte.

Gelegentlich wurde sie ihm sogar regelrecht unheimlich, so wie in diesem Augenblick. Sie sprach auf die Drogen völlig anders an als normale Menschen. Zwar gehorchte sie ihm, aber er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie es nur tat, weil sich ihre Pläne im Augenblick noch mit seinen deckten, und nicht, weil er sich ihren Geist unterworfen hatte. Insgeheim rechnete er ständig damit, daß sie irgendwann anfangen würde, eigene Pläne zu verfolgen. Doch so weit würde er es gar nicht erst kommen lassen. Noch machte er ihr Zugeständnisse wie im Fall dieses Robert Craven, den sie aus einem ihm unbekannten Grund abgrundtief haßte. Als sie in den Gewölben den Wunsch geäußert hatte, daß er Cravens Begleiterin zu ihr bringen sollte, war es eine eindeutige Forderung gewesen, keine Bitte, und fast wunderte er sich schon, daß sie so bereitwillig eingelenkt hatte. Er war sich sicher, daß sie ihren Willen hätte durchsetzen können, wenn sie es wirklich darauf angelegt hätte.

Dieser Gedanke bereitete ihm Angst. Wenn er nicht höllisch aufpaßte, konnte sie nicht nur seinen Experimenten, sondern auch ihm selbst gefährlich werden. Er hatte ein geistiges Monstrum herangezüchtet, auch wenn es sich in der Maske eines engelhaften, zerbrechlich anmutenden Mädchenkörpers verbarg.

Noch war er auf sie angewiesen, aber bald schon würde er den Umweg über ihre magische Kraft nicht mehr benötigen, um die Drogen herzustellen. Sie besaß keine Angehörigen, und wenn sich dieser Craven erst einmal in seiner Macht befand, würde niemand mehr unliebsame Fragen stellen, wenn sie eines Tages einen bedauerlichen Unfall mit tödlichem Ausgang erlitt.

»Er müßte längst hier sein, wenn alles glattgegangen wäre«, nahm Priscylla das Gespräch wieder auf. »Du hättest selbst gehen sollen, anstatt dich mit diesem Mädchen abzugeben. Diese hirnlosen Muskelprotze haben den Auftrag wahrscheinlich vermasselt.«

Ärger darüber, daß sie ihn wieder duzte, obwohl er es ihr oft genug

erfolglos verboten hatte, schoß in ihm hoch, war es doch ein weiterer Hinweis, wie wenig Macht er in Wirklichkeit über sie besaß. Und die Tatsache, daß sie gar eine seiner Handlungen kritisierte, wäre noch vor weniger als einem Monat undenkbar gewesen. Für einen kurzen Moment loderte das Verlangen in ihm auf, sie in scharfer Form zurechtzuweisen, aber wieder unterdrückte er diesen Impuls und gab nach.

»Ich brauchte sie, um neues Serum herzustellen«, entgegnete er. »Außerdem ist für meine weiteren Forschungen wichtig, seine Wirkung an meinem eigenen Körper zu erproben. Die Aufzeichnungen, die Onkel Henry mir hinterließ, waren leider nur sehr...«

»Dieser Jekyll war ein Dummkopf, der Fehler machte und sich selbst nicht unter Kontrolle hatte«, unterbrach Priscylla ihn. »Du bist schon viel weiter als er. Jeff und Charles hätten das Mädchen ebensogut herschaffen können, dabei konnte nicht viel schiefgehen. Wahrscheinlich haben sie Robert unterschätzt und trauen sich nicht, es zuzugeben.«

»Du weißt genau, daß so etwas nicht möglich ist. Sie sind mir bedingungslos ergeben und können überhaupt nicht lügen.«

»Dann haben sie eben irgendeinen Fehler gemacht, ohne es zu merken«, fauchte Priscylla. »Das ist jetzt gleichgültig. Tatsache ist, daß Robert nicht gekommen ist, obwohl du gesagt hast, daß das Serum ihn auf direktem Wege hätte hierher treiben müssen. Diese Idioten hätten ihn direkt herbringen sollen, statt nur auf die Wirkung der Injektion zu vertrauen. Vielleicht hat diese unbekannte Frau mit seinem Verschwinden zu tun. Sie hätten sie nicht entkommen lassen dürfen.«

»Also gut, etwas ist schiefgegangen«, lenkte Jackson ein. Ihm war der neuerliche Schatten, der bei der Erwähnung der Unbekannten über Priscyllas Gesicht gehuscht war, nicht entgangen. »Wenn diese Frau etwas damit zu tun hat, werden wir es herausfinden. Es ist ohnehin günstiger, sie als Zeugin aus dem Weg zu schaffen.«

»Was willst du tun?« erkundigte sich Priscylla, doch das triumphierende Funkeln in ihren Augen zeigte ihm, daß sie es längst wußte.

* * *

Eine eisige Hand schien nach meinem Herz zu greifen und es

zusammenzupressen. Eine Gänsehaut lief über meinen Rücken. Im meinem Mund war ein bitterer Geschmack wie nach Erbrochenem.

Jemand preßte mir den Lauf einer Pistole in den Rücken, und seine Stimme hatte überaus nervös geklungen. Geradeso, als ob er am liebsten direkt abgedrückt hätte, statt überhaupt mit mir zu reden.

Ganz langsam, um den Unbekannten nicht durch eine heftige Bewegung auf für mich vermutlich sehr ungesunde Gedanken zu bringen, drehte ich die Handflächen nach außen und hob dann ebenso langsam die Arme.

Ich hörte Schritte, die einem zweiten Mann gehörten, der im nächsten Moment im Abstand von einigen Schritten in mein Blickfeld trat. Auch er hielt eine Pistole in den Händen, die auf mich zielte.

Im ersten Moment wollte ich erleichtert aufatmen, als ich erkannte, daß er eine Polizeiuniform trug, aber etwas in seinem Blick warnte mich. Er schaute mich keineswegs so an, wie man einen Passanten anblickte, der einem verdächtig erschienen war und den man routinemäßig kontrollierte. Eine solche Kontrolle hätte ich den beiden Beamten bei meinem Aussehen und Verhalten nicht einmal übelnehmen können, so unpassend sie für mich auch kam, da ich nicht einmal Papiere bei mir trug. Ein paar Stunden in einer feuchtkalten Gefängniszelle waren das mindeste, was mich erwartete, falls die beiden auf die Idee kamen, mich unter irgendeinem Vorwand festzunehmen. Und wenn Howard mich, wie befürchtet, nicht erkennen sollte, konnte die Lage ausgesprochen ungemütlich für mich werden.

Gelinde ausgedrückt.

Doch es handelte sich ganz und gar nicht um eine Routinekontrolle. Darauf deutete nicht nur hin, daß es sich nicht um Bobbys, sondern um Kriminalbeamte handelte, auch nicht nur ihr übermäßig vorsichtiges Vorgehen, sondern ihre ganze Mimik und Körpersprache.

Die Polizisten, zumindest der Mann, den ich sehen konnte, hatten Angst. Eine Angst, wie man sie höchstens einem schießwütigen Killer gegenüber empfand.

»In Ordnung, durchsuch ihn«, stieß er an seinen Kollegen gewandt hervor. Die Mündung verschwand aus meinem Rücken, dafür spürte ich Hände, die mich von Kopf bis Fuß gründlich abtasteten. Der Stockdegen wurde mir aus dem Gürtel gezogen und achtlos zur Seite geworfen.

Schließlich richtete der Polizist sich wieder auf. Erneut war ich nahe daran, halbwegs erleichtert aufzuatmen, als meine Hände kraftvoll nach hinten gerissen wurden. Mühsam unterdrückte ich einen Schmerzensschrei. Metall schloß sich mit hörbarem Klicken um meine Handgelenke. Die Handschellen saßen so fest, daß sie mir das Blut abschnürten. Angesichts der genau auf meinen Kopf gerichteten Waffe und des nervösen Flackerns in den Augen meines Gegenüber ließ ich es ohne Gegenwehr über mich ergehen.

»Er ist unbewaffnet«, rief der Polizist.

»Das hätte ich Ihnen gleich sagen können«, erklärte ich grimmig. Wut darüber, wie ein Schwerverbrecher behandelt zu werden, schoß in mir hoch. »Würden Sie mir nun endlich erklären, was das bedeuten soll? Ist es neuerdings verboten, nachts spazierenzugehen?«

»Dir werden die Späße schon noch vergehen«, knurrte der Beamte hinter mir. Auch er umrundete mich in respektvollem Abstand, ohne seine Waffe auch nur einen Moment von mir abzuwenden. Er war wesentlich älter als sein Kollege, und im Gegensatz zu dessen blondem Lockenkopf war sein dunkles Haar bereits schütter geworden. Tiefe Falten hatten sich in sein Gesicht eingegraben. Eine Narbe zog sich über seine linke Wange.

»Aber ich will deinem Gedächtnis gerne nachhelfen«, fuhr der jüngere Polizist mit einem häßlichen Grinsen fort. »Als man das junge Mädchen vor drei Tagen in der Carnaby Street überfiel und entführte, warst du das ganz bestimmt nicht, nicht wahr? Und mit dem Überfall auf die beiden Frauen am Soho Square letzte Nacht hast du auch nichts zu tun, wie? Seltsam nur, daß die Beschreibung so genau paßt. Es hat nämlich Zeugen gegeben. Und die Leichen haben wir inzwischen auch gefunden. Hier endet dein blutiger Weg. Der Henker wartet schon.«

Seine Stimme überschlug sich fast, und in jedem seiner Worte schwang Haß mit.

Ich wurde blaß. Die Angst griff wie eine große unsichtbare Hand nach mir. Es handelte sich um eine schreckliche Verwechslung, und ein Blick in die Gesichter der beiden Beamten zeigte mir, wie sinnlos es war, ihnen das zu erklären. Dennoch versuchte ich es.

»Das – das ist absurd«, preßte ich hervor. »Ich bin erst vor wenigen Stunden mit dem Schiff in London eingetroffen. Fragen Sie Captain Goldmann, wenn Sie mir nicht glauben. Seine LADY JANE liegt im

Hafen. Fragen Sie ihn nach Robert Craven.«

»Craven?« hakte der ältere Polizist nach. In mir keimte der Verdacht auf, daß ich einen verhängnisvollen Fehler begangen hatte. Der Verdacht bestätigte sich gleich darauf. »Robert Craven, den Namen habe ich schon einmal gehört. Vor ein paar Monaten haben sie dich doch schon einmal wegen Mordes verhaftet, aber dann wieder laufengelassen.« Er lachte rauh. »Das wird diesmal nicht mehr passieren. O nein, ganz bestimmt nicht. Vorwärts jetzt.«

Verzweifelt blickte ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Es gab keine. Selbst ohne die Handschellen wäre meine Lage aussichtslos gewesen. Es erforderte nicht annähernd so viel Zeit, einen Zeigefinger zu krümmen, wie ich gebraucht hätte, auch nur einen der Männer zu erreichen. Und aus dieser Distanz wäre es das reinste Kunststück gewesen, mich zu verfehlen.

Aber ich gab nicht auf. Mit aller Kraft, die ich aufzubringen imstande war, konzentrierte ich mich auf die Kräfte in meinem Inneren. Der Gedanke, was mit mir passieren würde, wenn mein Versuch fehlschlug, machte die Konzentration fast unmöglich. Ich bemühte mich, jeden störenden Gedanken aus meinem Gehirn zu verbannen, was sich als fast unmöglich erwies.

Die beiden Polizisten wichen meinem Blick aus, was eine Hypnose noch schwerer machte. Gebannt starrte ich auf einen Punkt dicht vor ihnen. Eigentlich hätte jetzt an dieser Stelle die Illusion eines Monstrums entstehen sollen, gegen das sich selbst Cthulhu wie ein possierliches Kuscheltierchen ausgenommen hätte.

Hätte...

Es geschah nichts. Rein gar nichts.

Im ersten Moment war ich zu erschrocken, um überhaupt zu begreifen, was mit mir vorging. Und als ich es begriff, wünschte ich, überhaupt nie nach einer Erklärung gesucht zu haben.

Ich hatte meine Hexer-Kräfte verloren!

* * *

Das Bild hätte einem apokalyptischem Gemälde von Hieronymus Bosch entstammen können.

Auf dem Tisch in einem abgelegenen und seit Monaten verschlossenen Zimmer von Andara-House lag eine Gestalt. Sie war in einen maßgeschneiderten, dunklen Anzug gekleidet. Bis zu den Schultern hinauf sah das Wesen völlig menschlich aus.

Aber es war kein Mensch, wie schon ein flüchtiger Blick zeigte.

Der Kopf des Mannes lag mehrere Handbreit vom Rumpf entfernt, doch kein Tropfen Blut quoll aus der Wunde. Wo sich Knochen, Fleisch und Adern hätten befinden müssen, ragte nur ein sinnverwirrendes Durcheinander von farbigen Drähten, Metallstäben und Zahnrädern aus dem mit künstlicher Haut überzogenen Torso hervor. Die meisten Drähte waren bereits miteinander verbunden.

Erschöpft wischte sich Howard mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Der Raum war von träge wallenden Rauchschwaden erfüllt, die in seinen Augen brannten, doch er nahm es kaum wahr.

Seine Hände zitterten, als er nach den zwei letzten kunststoffüberzogenen Drähten griff und die blanken Kupferenden zusammenbrachte.

Funken sprühten auf, es gab einen Knall, und der durchdringende Gestank nach verbranntem Ozon breitete sich aus. Eines der Augenlider des abgetrennten Kopfes klappte hoch. Der Augapfel bewegte sich mit leisem Summen und kam in grotesk verdrehter Stellung zur Ruhe.

Howard ließ die Drähte los und hämmerte wütend mit der Faust auf den Tisch.

»Ich schaffe es nicht. Zur Hölle mit dem verdammten Ding!« fluchte er. Die Erschöpfung schwang in seiner Stimme mit.

Rowlf erhob sich aus dem Stuhl in einer Ecke des Zimmers, in dem er die ganze Zeit über schweigend gesessen hatte, und öffnete das Fenster, bevor er an den Tisch trat. Einige Sekunden lang starrte er auf den metallenen Körper hinab, dann schüttelte er den Kopf.

»Ich hätt wohl doch nich so fest draufhaun soll'n«, murmelte er. »Aber wer konnt denn ahnen, daß wir dat Ding noch ma brauch'n würden? Am besten hol'n wir den Lausdreck aus'm Knast raus und lassen ihn den Blechkopp zusammenflick'n.«

Sarim de Laurec, ehemaliger Puppet-Master des Templerordens, hatte die Roboterkopie Robert Cravens hergestellt, um sie Verbrechen

begehen zu lassen, die er dem Hexer in die Schuhe schieben konnte. Rowlf hatte das Monstrum vor fast fünf Monaten durch einen Trick zerstört. Offensichtlich etwas zu gründlich, wie sich jetzt herausstellte.

Nach langwierigen Auseinandersetzungen mit der Polizei hatte Howard erwirkt, daß der übriggebliebene Blechhaufen nicht beschlagnahmt wurde. Bis zu dieser Nacht hatte der Robotkörper unangetastet in dem abgeschlossenen Zimmer gelegen.

Howards Plan hörte sich ebenso einfach an, wie seine Durchführung in Wirklichkeit schwierig war. Er wollte das Monstrum reparieren und öffentlich auftreten lassen. Wer auch immer Robert entführt hatte, würde sicherlich sehr überrascht reagieren, wenn sein Gefangener plötzlich putzmunter durch die Gegend lief. Bei dem Versuch, dieses Rätsel zu lösen, würde er möglicherweise einen entscheidenden Fehler begehen.

Die Idee war zumindest einen Versuch wert. Howard hatte die ganze Nacht durchgearbeitet, und mittlerweile war es früher Vormittag. Es war ihm gelungen, den Roboter äußerlich vollkommen zu restaurieren, was nicht allzu kompliziert gewesen war, da sich die künstliche Haut als überaus reaktionsfreudig erwiesen hatte. Sie wuchs narbenlos zusammen, sobald sich die einzelnen Hautlappen berührten.

Was Howard nicht gelang, war, die Mechanik wieder in Gang zu bringen und außerdem dafür zu sorgen, daß das künstliche Geschöpf ihm gehorchte.

»Es hat keinen Sinn«, sagte er resignierend und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Mechanisch griff er nach einer neuen Zigarre und zündete sie an. »Ich habe mich getäuscht. Es ist nicht allzuviel zerstört worden, und ich habe das Konstruktionsschema durchschaut. Aber es liegt nicht nur an der Elektronik. Nur de Laurec mit seinen magischen Kräften kann diesem Ding Leben einhauchen.«

»Ich sach ja, wir sollt'n ihn aus'm Knast rausholen«, wiederholte Rowlf.

Howard lächelte gequält.

»Vergessen wir die Sache. War ohnehin nur eine Schnapsidee, aber ich wollte es wenigstens versuchen.«

Mit hängenden Schultern verließ er den Raum und schloß die Tür hinter sich wieder ab. Er sah nicht mehr, wie ein weiterer Funken

zwischen den Drähten übersprang. Genausowenig sah er, wie ein fast unmerkliches Zucken durch die Finger der Kreatur lief…

* * *

Einer der Polizisten rief irgend etwas, doch selbst wenn ich seine Worte verstanden hätte, wäre ich unfähig gewesen, darauf zu reagieren. Ich war wie versteinert; unfähig, auch nur einen Muskel zu bewegen. In meinem Inneren tobte ein Vulkan.

Ich spürte einen harten Stoß, der mich vorwärtstaumeln ließ. Ich sah eine Hauswand auf mich zukommen und wollte instinktiv schützend die Hände vorstrecken. Erst jetzt wurde mir wieder bewußt, daß mir die Arme mit Handschellen auf den Rücken gefesselt waren. Im letzten Moment konnte ich den Aufprall notdürftig mit der Schulter abfangen. Haltlos rutschte ich an der Wand zu Boden.

»Aufstehen!« befahl der jüngere der Polizisten und unterstrich seinen Befehl durch einen Wink mit der Pistole.

Ich fühlte mich immer noch wie betäubt, quälte mich aber mühsam wieder auf die Beine.

»Los jetzt, und keine Mätzchen mehr, sonst lege ich dich um, das schwöre ich!«

Ein Blick in sein Gesicht zeigte mir, wie ernst es ihm mit dieser Drohung war. Mit steifen Schritten setzte ich mich in Bewegung.

Lärm klang hinter uns auf. Automatisch wandte ich den Kopf. Ein Betrunkener in Seemannskleidung torkelte hinter uns her und beschwerte sich grölend, daß es in diesem Saukaff nirgendwo mehr was zu trinken gäbe. Als er die Polizisten erkannte, stutzte er einen Moment, bevor er weitertorkelte. Sein Blick war glasig.

»Hau ab!« befahl einer der Beamten und wedelte mit der Hand, als wolle er ein lästiges Insekt verscheuchen. Er war sekundenlang abgelenkt, und ich schätzte meine Chancen ab, ohne ein paar Gramm Blei im Körper die nächste Querstraße zu erreichen, wo ich vielleicht im Gewirr der Gassen untertauchen konnte.

Sie waren miserabel.

»Warum, hick, scho unfreundlisch?« lallte der Betrunkene und kam

unbeirrt näher.

»Verschwinde endlich, du versoffenes Stück!« brüllte der Polizist noch einmal. Er wich einen Schritt zurück. Sein Blick irrte unsicher zwischen mir und dem Unbekannten hin und her.

Einige Yards von ihm entfernt blieb der Betrunkene stehen, wohl, um die Lage erst einmal in Ruhe zu überdenken. Mit einer Hand kratzte er sich am Kopf, während er sich mit der anderen an der Hauswand abstützte. Er rülpste äußerst geräuschvoll.

Dann ging alles so schnell, daß ich seine Bewegungen kaum mit den Augen verfolgen konnte. Wie ein blitzschnell huschender Schatten sprang er vor. Mit ausgebreiteten Armen prallte er gegen die beiden Polizisten, bevor diese auch nur Zeit fanden, auf den Angriff zu reagieren. Gemeinsam stürzten sie zu Boden.

Der Lockenkopf kam als erster wieder hoch. Noch in der Bewegung richtete er erneut die Pistole auf mich.

Ich trat ihm die Waffe aus der Hand. Ein Schuß löste sich. Wirkungslos klatschte die Kugel gegen die Hauswand und jaulte als Querschläger davon.

Sofort sprang der Polizist hinter der Pistole her. Mit dem Mut der Verzweiflung warf ich mich auf ihn. Mit den gefesselten Händen konnte ich den Aufprall nicht abfangen und stöhnte vor Schmerz auf. Ein Fausthieb traf mein Gesicht und ließ ein ganzes Universum bunter Sterne vor meinen Augen zerplatzen. Benommen sackte ich zur Seite.

Der Polizist wälzte mich von seinem Körper herunter und versuchte, sich aufzurichten.

Es blieb beim Versuch.

Mein unbekannter Retter war mit seinem Gegner inzwischen fertiggeworden und kam mir zu Hilfe. Der Lockenkopf verdrehte die Augen und sank bewußtlos zurück, als ihn ein wuchtiger Schlag im Nacken traf. Sofort durchsuchte der Unbekannte seine Taschen. Mit einem Schlüssel in der Hand trat er auf mich zu und schloß die Handschellen auf.

Ich massierte meine schmerzenden Gelenke. Meine Hände wurden heiß und kribbelten, als ob eine ganze Ameisenarmee darüberkriechen würde, als das Blut wieder ungehindert zirkulieren konnte. Nicht weit von mir entfernt lag der Stockdegen. Rasch hob ich die kostbare Waffe

auf uns wandte mich wieder dem Unbekannten zu.

»Danke«, keuchte ich. »Warum – warum haben Sie das getan?«

Wortlos packte er meinen Arm und zerrte mich mit sich fort.

* * *

Noch Minuten, nachdem Howard das Zimmer verlassen und die Tür wieder hinter sich abgesperrt hatte, sprangen Funken zwischen den Drähten über. Funken, die einen alten, seit Monaten abgeschalteten Mechanismus wieder zum Leben erweckten.

Die Finger der Kreatur auf dem Tisch bewegten sich. Die Bewegungen wären von keinem menschlichen Auge wahrnehmbar gewesen, so langsam erfolgten sie. Es dauerte Minuten, bis die Finger sich nur wenige Millimeter vom Tisch gelöst hatten; Stunden, bis die Hand des mechanischen Wesens bis zu seiner Brust emporgekrochen war, und noch einmal die gleiche Zeit verstrich, bis die Finger den Hals erreicht hatten.

In scheinbar unendlicher Langsamkeit schlossen sie sich um die beiden freiliegenden Drähte und führten sie erneut zusammen. Diesmal gab es keinen Knall, keinen Gestank, nicht einmal ein Verdrehen der Augäpfel. Howard hatte gute Vorarbeit geleistet; der Kurzschluß war nicht nur ohne Schaden geblieben, er war sogar notwendig gewesen, um den elektrischen Kontakt zu schließen.

Die Bewegungen der Kreatur wurden schlagartig schneller. Mit einem Ruck zog sie ihren Kopf bis ganz an den Rumpf. Einige Verschlüsse schnappten mit leisem Klicken ein. Die Haut über dem Riß verformte sich, floß ineinander, und kurz darauf deutete äußerlich nichts mehr darauf hin, daß es sich bei der Gestalt nur um die Robotkopie eines Menschen handelte.

Ein Geräusch ertönte vom Fenster her. Mit einem Ruck sprang das Wesen auf.

Ein altes Programm lief neu an. Die Kreatur erinnerte sich wieder an den letzten Befehl, den der Meister ihr gegeben hatte.

Den Befehl, Robert Craven zu töten. Und mit ihm jeden, der sich ihr in den Weg stellte…

* * *

Wir brauchten nicht weit zu laufen, bis mein unbekannter Helfer vor dem Tor eines alten Lagerhauses stehenblieb. Er machte sich kurz am Schloß zu schaffen und schob das Tor dann mühelos zur Seite. Mit einer ungeduldigen Handbewegung bedeutete er mir, einzutreten.

Ich folgte ihm in das Dunkel. Muffiger Geruch schlug mir entgegen. Etwas raschelte, dann flammte ein Streichholz auf. Eine alte Petroleumlampe, die irgend jemand hier vergessen hatte, hing neben dem Tor. Der Mann zündete sie an und drehte den Docht weit heraus. Zuckender Lichtschein glitt über die Wände und warf bizarr verzerrte Schatten. Neugierig blickte ich mich um. Die Halle war bis auf einige verrottete große Kisten leer. Eine fingerdicke Staubschicht auf dem Boden zeigte an, daß sich schon seit langem niemand mehr hier aufgehalten hatte. Das Dach war an mehreren Stellen eingesunken, so daß ein Stück des Himmels sichtbar wurde. Auf dem Boden hatten sich Pfützen gebildet.

Ich wandte mich wieder meinem Helfer zu. Er hatte eine der Kisten herumgedreht und sich darauf gesetzt. Die Lampe stand zwischen seinen Füßen auf dem Boden. Der flackernde Lichtschein verlieh seinem Gesicht ein geradezu dämonisches Aussehen, und nicht zum erstenmal in dieser Nacht fragte ich mich, in was für einem verrückten Spiel ich eigentlich unversehens zur Hauptperson geworden war.

»Wer sind Sie?« fragte ich. Meine Stimme klang härter als beabsichtigt. Die Nervenanspannung der letzten Stunden machte sich bemerkbar. Ohne die Hilfe des Mannes hätte es übel für mich ausgesehen, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß er mir nur aus reiner Menschenliebe geholfen hatte. Es gab schon zu viele offene Fragen, jetzt wollte ich endlich auch einige Antworten bekommen.

»Ein Freund«, antwortete er ausweichend. »Nenn mich Bill.«

Ich musterte ihn genauer. Etwas an ihm kam mir sonderbar vertraut vor, ohne daß ich zu sagen vermochte, was diesen Eindruck hervorrief. Ich war mir sicher, ihn noch nie gesehen zu haben, und auch der Name sagte mir nichts. Männer wie ihn traf man zuhauf in jeder Hafenspelunke, sein Aussehen war mir völlig unbekannt. Kurzes, dunkles Haar umrahmte sein grobschlächtiges Gesicht. Er mochte um die vierzig Jahre alt sein, obwohl er älter aussah. Seewind und Salzwasser hatten seine Haut gegerbt, daß sie fast wie Leder aussah.

Etwas an ihm irritierte mich, kam mir sonderbar falsch vor, und es

dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, was es war. Seine Bewegungen waren überaus geschmeidig, gleitend; sie schienen nicht recht zu seiner muskulösen, plump anmutenden Gestalt zu passen.

»Ich wüßte nicht, daß wir uns schon einmal begegnet wären«, sagte ich und überlegte fieberhaft, an wen er mich erinnerte. Das Gefühl der Vertrautheit war so stark, daß es sich nicht um Einbildung handeln konnte. Es lag weniger an Bills Aussehen als vielmehr an seiner Art, sich zu bewegen, an seiner Mimik und dem Blick seiner grauen Augen.

Er lächelte amüsiert.

»Das spielt jetzt keine Rolle«, antwortete er. »Wichtig ist nur, daß du frei bist, was du wohl ausschließlich mir zu verdanken hast. Dafür kann ich wohl ein wenig Vertrauen von dir erwarten.«

Er blickte mir fest in die Augen. Ich spürte eine unsichtbare Hand, die nach meinen Gedanken griff, und stemmte mich gegen den fremden Einfluß. Es gelang mir relativ leicht, ihn abzublocken. Die hypnotischen Kräfte des Mannes waren nicht allzu stark; sie hätten möglicherweise für einen normalen Menschen gereicht, aber meine eigenen Kräfte waren zu gut ausgeprägt, als daß ich auf einen so simplen Trick hereingefallen wäre.

»Natürlich vertraue ich dir«, murmelte ich, um ihn in Sicherheit zu wiegen. Ich bemühte mich, meine Gesichtsmuskeln erschlaffen zu lassen und den typischen leeren Blick eines Hypnotisierten zu kopieren. Gleichzeitig konzentrierte ich mich mit aller Macht auf das magische Erbe meines Vaters. Nur am Rande wunderte ich mich, daß ich plötzlich wieder in der Lage war, meine Hexerkraft einzusetzen, während es mir bei den Polizisten nicht gelungen war.

Im gleichen Moment, in dem die Aufmerksamkeit meines Gegenübers nachließ, schlug ich zu. Mühelos drängte ich seine geistigen Fühler zurück. Ich drehte den Spieß um und griff nun meinerseits nach seinem Bewußtsein. Ein lautloser Aufschrei gellte durch meinen Geist, als ich den Widerstand endgültig zerbrach. Ich spürte, wie der Mann versuchte, in aller Hast eine neue Barriere um seine Gedanken zu errichten, aber es war zu spät. Vorsichtig tastete ich mich weiter vor, und dann…

Es war, als ob flüssiges Feuer durch meinen Geist rinnen würde. Eine Sonne schien in meinem Kopf zu explodieren und überflutete mein Denken mit greller Helligkeit. Die Wirklichkeit verschwand hinter einem Vorhang aus wabernder Glut. Meine Gedanken zerfaserten;

mein Bewußtsein wurde hineingerissen in die sengende Flammenhölle.

Ich schrie auf und preßte die Hände an die Schläfen, ohne den entsetzlichen Schmerz dadurch lindern zu können. Blindlings taumelte ich in der Halle umher, bis ich über irgend etwas stolperte und zu Boden stürzte. Verzweifelt versuchte ich, meine geistigen Fühler aus Bills Geist zurückzuziehen.

Es gelang mir nicht.

Visionen stürmten in wilder Flut auf mich ein; Bilder von Grauen und Tod, mehr, als ein Mensch zu ertragen imstande war.

Ich sah...

Necron, den wahnsinnigen Hexenmeister der Drachenburg, der sich mit widerwärtigem Grinsen über mich beugte. Etwas Metallisches funkelte in seinen Händen. Ich schrie und bäumte mich auf, aber eiserne Ketten hielten meine Handgelenke.

Ich sah ein Paar riesiger, strahlend weißer Flügel, bevor sie sich rot von Blut färbten und der entsetzliche Schmerz endgültig die Grenzen des Erträglichen überstieg.

Ich nahm an meinem eigenen Tod teil, spürte, wie ich vom Leben in eine andere Existenz glitt, die so nichtmenschlich war, daß mein Verstand sich weigerte, etwas davon wahrzunehmen.

Dem Wahnsinn nahe, krümmte ich mich auf dem Boden, bis es mir schließlich gelang, mein Gehirn gegen die grauenhaften Visionen abzukapseln. Als ich endlich das Bewußtsein verlor, war es wie eine Erlösung.

Aber noch bis in die Ohnmacht hinein verfolgte mich das Bild, das ich die ganze Zeit über durch die Visionen hindurch gesehen hatte.

Das Bild einer Frau von zarter, elfenhafter Gestalt, mit alabasterfarbener Haut und einem feingeschnittenen Gesicht, umrahmt von schulterlangem, goldenem Haar.

Das Bild einer Frau, die vor mehr als einem halben Jahr in meinen Armen gestorben war.

Shadow!

* * *

Es gab nichts Besonderes an dem Haus am Ashton Place 9, sah man davon ab, daß es in einer der exklusivsten Wohngegenden Londons lag und der verwahrloste Garten gerade hier für den Geschmack eines jeden Engländers eine empfindliche Beleidigung darstellte. Trotz der Dunkelheit und des Nebels, der wie eine Decke über dem Boden lag und sich als bizarres, vielarmiges Gespinst an den Pflanzen hochwand, war der schlechte Zustand des Grundstücks zu erkennen. Ein zufällig vorbeikommender Passant hätte dem Anwesen wohl nur einen flüchtigen Blick gewidmet und wäre dann kopfschüttelnd – und vielleicht eine Spur hastiger als zuvor – weitergegangen.

Aber Vernon Jackson war weder zufällig hier vorbeigekommen, und er ging auch nicht weiter. Im Gegenteil, wie gebannt starrte er das Haus an.

Es war groß, sehr groß sogar; dreieinhalb Stockwerke hoch und mehr als hundert Fuß breit, aber es war nicht allein die Größe des Bauwerkes, die ihn in ihren Bann schlug.

Der Nebel ließ es nur verschwommen sichtbar werden, aber was Jackson sah, weckte in ihm nicht die Neugier auf mehr. Das Gebäude schien auf eine unbegreifliche Art zu leben, es schien im Rhythmus eines riesigen schwarzen Herzens zu pulsieren und gestaltgewordene Düsternis wie einen verderbenden Odem auszuatmen. Der Arzt glaubte, schattige schwarze Arme zu sehen, die aus den Mauern nach ihm griffen, das ganze Haus beugte sich über ihn und öffnete sein Maul, um ihn zu verschlingen, dann...

Schlagartig zerplatzte die Vision. Schweratmend lehnte sich Jackson gegen die rostigen Gitterstäbe, die das Anwesen umgaben, und wischte mit dem Handrücken den kalten Schweiß fort, der sich auf seiner Stirn gebildet hatte. Als er nach einigen Sekunden aufblickte, war Andara-House wieder ein Gebäude wie jedes andere.

Zumindest fast...

Er versuchte, die Visionen zu verdrängen, die auf ihn eingestürmt waren. Aber sie hatten sich wie ein schleichendes Gift in seinem Geist eingenistet und nahmen Einfluß auf seine Gedanken. Was er erlebt hatte, war weit mehr als nur eine Illusion gewesen. Das Haus hatte erkannt, daß er seinem Besitzer feindlich gesonnen war, und es hatte ihm eine eindeutige Warnung zukommen lassen.

Unsinn, schalt Jackson sich selbst. Gerade er, der tiefer als jeder andere Mensch in die Geheimnisse der Existenz vorgedrungen war, wußte, daß es nichts gab, das totem Stein ein wie auch immer geartetes Leben einhauchen konnte. Seine Nerven waren überreizt, und er hatte sich etwas eingebildet. Kein Wunder, bei allem, was er in den letzten Tagen erlebt hatte. Er, der wahrscheinlich bedeutendste Wissenschaftler der Welt, der auf dem Wege war, den perfekten Menschen zu erschaffen, ließ sich wie ein Kind von einer Patientin herumkommandieren und sogar zu einem Einbruch überreden, nur weil er ihre Launen ertragen mußte, bis seine Forschungen endlich abgeschlossen waren.

Etwas in ihm sträubte sich dagegen, ihren Befehl zu befolgen. Er wollte nicht in dieses verdammte Haus, und schon gar nicht aus den dürftigen Gründen, die Priscylla ihm genannt hatte. Aber ihr Befehl war stärker. Er hatte den Tag verstreichen lassen und bis zum Abend gewartet, doch nun durfte er nicht noch mehr Zeit vergeuden.

Ohne länger zu zögern, zog er sich an den Gitterstäben hoch und tastete mit den Füßen so lange umher, bis er eine Querstrebe fand, an der er sich abstützen konnte. Dann schwang er sich über die Eisenspitzen und sprang auf der anderen Seite des Gitters zu Boden. Das weiche Erdreich dämpfte seinen Aufprall. Er kauerte sich in den Schatten der Büsche und wartete einige Sekunden, ob sich im Haus etwas regte. Auch jetzt erinnerte er sich noch deutlich an die Vision, in der ihm das Gebäude wie ein steinerner, tentakelbewehrter Wächter erschienen war.

Doch alles blieb ruhig. Jetzt kamen Jackson der Nebel und der verwilderte Zustand des Gartens entgegen. Selbst wenn zufällig jemand aus dem Fenster schauen würde, könnte er ihn inmitten der Büsche und des beinahe mannshohen Unkrauts kaum entdecken.

Lautlos wie ein Schatten huschte er weiter, aber die Unsicherheit folgte ihm wie ein zweiter Schatten. Mit erschreckender Deutlichkeit wurde ihm bewußt, daß er nicht die Entdeckung durch einen der Bewohner des Hauses fürchtete. Priscylla hatte ihm verraten, daß nur ein gewisser Howard Lovecraft mit seinem Diener Rowlf und die Gesellschafterin Mary Winden darin lebten; niemand, den er zu fürchten hätte.

Was er fürchtete, war das Haus selbst. Er glaubte zu spüren, daß es ihn beobachtete und mit boshafter Gier nur auf eine Gelegenheit wartete, ihn zu verschlingen.

Er umrundete das Gebäude zur Hälfte, bis er eine kleine Terrasse erreichte. Unkraut wucherte auch hier zwischen den Steinen hervor und hatte sie teilweise aus den Fugen gehoben. Doch er entdeckte, was er gesucht hatte. Ein Fenster stand weit offen; der dahinterliegende Raum war dunkel.

Vernon Jackson griff in die Tasche und zog einen kleinen Glaszylinder hervor. Rasch entkorkte er das Gefäß und trank die darin befindliche Flüssigkeit mit einem Schluck aus.

Die Wirkung setzte beinahe augenblicklich ein. Er spürte, wie mit jedem Atemzug neue Kraft durch seinen Körper pulste, Kraft, die ihn jedem Gegner überlegen machte. Muskeln bildeten sich an seinen schmächtigen Armen, sein Brustkorb dehnte sich aus.

Nach wenigen Sekunden war die Verwandlung abgeschlossen. Er kletterte über die Fensterbank und drang ins Innere des Hauses ein. Dunkelheit umfing ihn. Er holte ein Päckchen Streichhölzer aus der Tasche und riß eines an. Der aufflammende Schwefelkopf tauchte das Zimmer für einen Sekundenbruchteil in flackernde Helligkeit, bevor ein Windhauch die Flamme wieder ausblies.

Aber so kurz das Licht auch nur aufgeflammt war, reichte es doch, um Vernon Jackson zu zeigen, daß er nicht allein im Raum war.

Und das Licht hatte auch ausgereicht, ihn das Gesicht des Mannes erkennen zu lassen, der kaum einen Yard vor ihm stand.

Das Gesicht Robert Cravens!

* * *

Mein Erwachen war langsam und voller Qual. Eine Flut peinigender Schmerzen durchzog meinen Körper wie ein feuriges Geflecht. Das Zentrum der Schmerzen lag in meinem Kopf. Sekundenlang blieb ich völlig reglos liegen und kämpfte gegen den rasenden Kopfschmerz an, bis er sich auf ein halbwegs erträgliches Maß abmilderte.

Ich schlug die Augen auf und kniff sie sofort wieder zusammen, als grelles Licht mich blendete und den Schmerz zu neuer Agonie anfachte. Stöhnend massierte ich meine Schläfen und wartete, bis der Schmerz wieder abflaute.

Als ich die Augen zum zweitenmal öffnete, schirmte ich sie mit der

Hand ab, was sich jedoch als unnötig erwies, da jemand die Lampe vor meinem Gesicht weggenommen hatte. Ich versuchte, die Benommenheit wegzublinzeln, und allmählich schälte sich Bills Gesicht aus den Nebelschwaden vor meinen Augen.

Im gleichen Moment traf mich die Erinnerung mit der Wucht eines Hammerschlages.

»Shadow!« hauchte ich. Ich wollte ihren Namen schreien, doch meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich spürte, wie die El-o-hym nach meinem Geist tastete und beruhigende Impulse in mein Gehirn sandte. Diesmal widersetzte ich mich der Beeinflussung nicht. Ich fühlte mich schlagartig besser, die Schmerzen waren wie weggewischt.

»Warum hast du das getan, Robert?« fragte sie leise. »Du hast alles gefährdet.« In ihrer Stimme lag kein Zorn, nicht einmal Tadel, sondern nur eine tiefe Niedergeschlagenheit, die ich nicht begriff. Sie hob die Hände und ließ sie resignierend wieder sinken. »Aber ich bin auch selbst schuld. Ich habe mich überschätzt. Meine Kräfte waren noch zu schwach, um die Tarnung dir gegenüber aufrechtzuerhalten.«

Tausend und mehr Fragen brannten mir auf der Zunge, aber ich war unfähig zu sprechen. Shadow war vor mehr als einem halben Jahr in meinen Armen gestorben, von Necron zu Tode gefoltert.

Nun saß sie mir wieder gegenüber. Ich war zu benommen, um das Geschehen wirklich zu begreifen; in meinem Kopf war eine dumpfe Leere. Ich verspürte keine Freude, nur Unverständnis. Shadow war die einzige Frau, die ich außer Priscylla jemals geliebt hatte, ein zum Menschen gewordener Engel, und nun sah ich sie in der Gestalt eines Mannes vor mir. Es hob alles auf eine Ebene des Unwirklichen; mein Gehirn war nicht in der Lage, diesen Widerspruch zu verarbeiten. Zumindest nicht so schnell. Ich würde Zeit brauchen, viel Zeit. Ich rief mir Shadow in Erinnerung, wie ich sie gekannt hatte, doch dieses Bild verschwand immer wieder hinter dem Anblick, den Bills Körper mir bot.

»Dieser – dieser Körper«, stammelte ich. »Warum hast du...?«

»Zur Tarnung«, unterbrach sie mich. »Necron hat meinen Körper töten können, aber nicht meinen Geist. Es gibt nichts, was eine El-o-hym wirklich töten kann, aber ich habe für meinen Verrat bezahlen müssen. In Wirklichkeit war es nicht Necron, der mich umgebracht hat; ohne es zu wissen, war er nicht mehr als ein Werkzeug. Ich habe gegen uralte Gesetze verstoßen, und ich habe es wieder tun müssen,

um dir jetzt zu helfen. Diesmal wird meine Strafe noch schlimmer sein, aber ich mußte das Risiko eingehen, sonst wärest du jetzt bereits tot. Aber ich muß meine Spuren, so gut es geht, verwischen. Außerdem ist dieser Körper im Augenblick praktischer.«

»Im Augenblick?« wiederholte ich mit aufflackernder Hoffnung. Ihre Erklärung kam mir vor wie ein auswendig gelernter Text und wirkte sonderbar falsch auf mich, aber ich war zu benommen, um darüber nachzudenken. Ich verdrängte die Gedanken daran und konzentrierte mich auf die Andeutung, die sie gemacht hatte: »Bedeutet das, daß du ihn auch wieder wechseln kannst?«

»Ich kann beinahe jede beliebige Gestalt annehmen, aber es erfordert jedesmal ungeheuer viel Kraft. Kraft, die ich jetzt nicht habe. In ein paar Tagen vielleicht, wenn alles vorbei ist.«

In meinem Kopf brummte es wie in einem Bienenstock. Ich begriff nicht einmal die Hälfte von dem, was sie erzählte.

»Diese Mächte, vor denen du dich verbirgst, sind es die gleichen, die hinter mir her sind?« fragte ich verwirrt.

Shadow lachte rauh. »Nein, das hat nichts miteinander zu tun. Aber wenn ich nicht eingegriffen hätte, hätte man dir inzwischen schon ein luxuriöses Einzelzimmer im Tower zugewiesen, wenn nicht sogar Schlimmeres.«

»Was ist überhaupt geschehen?« murmelte ich. »Dr. Gray hat mich nicht erkannt, die Polizisten hielten mich für einen Mörder. Was hat das alles zu bedeuten?«

»Du erinnerst dich an die beiden Männer, die dich überfallen haben?«

Ich nickte.

»Aber an die Injektion, die sie dir gegeben haben, erinnerst du dich nicht?«

»Welche Injektion?«

»Es war die gleiche Droge, die die körperliche Mutation bei ihnen ausgelöst hat. Sie verleiht ihnen übermenschliche Kräfte, macht sie gleichzeitig aber auch zu willenlosen Sklaven. Bei dir aber...« Sie machte eine kurze Pause, bevor sie fortfuhr. »Anscheinend hat das Serum bei dir nicht so gewirkt, wie es sollte. Du hast deinen freien Willen behalten und dich auch nicht verändert. Zumindest nicht

wirklich, wohl aber für deine Umwelt. Gray konnte dich nicht erkennen, denn er sah dich so, wie du nach der Injektion eigentlich aussehen müßtest. So ging es auch den Polizisten. Es hat in letzter Zeit einige Morde gegeben, die von den Monstermenschen ausgeführt wurden. In den Augen anderer siehst du genauso aus wie sie. Als du Sill gegenüberstandest, hatte der Prozeß erst begonnen. Sie erkannte dich zwar nicht, hielt dich glücklicherweise aber auch nicht für einen der Mutanten.«

Ich sprang auf und ging unruhig in der Lagerhalle auf und ab. Es fiel mir schwer, das Gehörte zu verarbeiten. Alles ging zu schnell, als daß ich die Vielzahl an Informationen aufnehmen und begreifen konnte. Die Ruhe, die mich im Augenblick beherrschte, war nicht echt, es handelte sich eher um Betäubung als um wirkliche Gelassenheit. Wahrscheinlich würde ich unter der geistigen Belastung zusammenbrechen, sobald mein Gehirn Zeit fand, das Geschehene in allen Konsequenzen zu erfassen.

»Das bedeutet, daß ich für meine Umwelt zu einem Monster geworden bin«, stieß ich bitter hervor. »Gibt es denn keine Möglichkeit, diesen Prozeß rückgängig zu machen?«

Shadow erhob sich ebenfalls und trat hinter mich. Sie legte mir die Hand auf die Schulter. Ich erschauerte unter der Berührung, als mir bewußt wurde, daß es sich nicht um ihre schlanken, zarten Finger handelte, sondern um die fleischige Pranke eines Seemannes. Wieder rief ich mir ihr wahres Aussehen in Erinnerung und klammerte mich an die Illusion, aber der Klang ihrer Stimme zerstörte das Bild sofort wieder.

»Die Wirkung des Serums hält nicht unbegrenzt an. Ein paar Stunden noch, höchstens bis zum Morgengrauen. Du warst mehr als zwölf Stunden ohnmächtig.«

»Zwölf Stunden?«

Überrascht fuhr ich herum. Meinem Gefühl nach hatte ich geglaubt, nur für ein paar Minuten das Bewußtsein verloren zu haben.

»Wer hat das Serum hergestellt?« wollte ich wissen.

Shadow zuckte mit den Schultern. »Genaues weiß ich auch nicht«, entgegnete sie ausweichend. »Aber es gibt Spuren, die auf das Summers-Sanatorium hindeuten.«

Nach allem, was ich in den letzten Minuten erfahren hatte, hatte ich

nicht mehr geglaubt, daß mich irgend etwas noch aus der Fassung bringen könnte. Shadows letzte Worte aber trafen mich wie ein Schlag. Ich taumelte und glaubte zu spüren, wie das Blut aus meinem Gesicht wich.

»Das Summers-Sanatorium?« vergewisserte ich mich mit vor Erregung zitternder Stimme. »Das ist die Klinik, in der Pri behandelt wird!«

»Komm«, sagte Shadow anstelle einer Antwort, und wandte sich zur Tür.

* * *

Für einen Sekundenbruchteil schockierte der unglaubliche Anblick Vernon Jackson, aber dank des Serums überwand er seinen Schrecken um ein Vielfaches schneller, als ein normaler Mensch es vermocht hätte. Er fragte sich nicht erst, wieso Craven trotz der Spritze normal geblieben war, sondern handelte rein instinktiv.

Das aufflackernde Streichholz hatte ihm gezeigt, daß der Mann bereits zum Schlag ausholte. Jackson sprang zur Seite. Das dürftige, zum Fenster hereinfallende Licht reichte kaum aus, um vage Umrisse wahrzunehmen. In einem Haus wie diesem würde es wahrscheinlich elektrischen Strom geben, und er glaubte, an der Decke eine Lampe erkannt zu haben. Er mußte den Schalter erreichen, um den Kampf schnell zu beenden. Gefahr drohte ihm nicht, schließlich handelte es sich bei seinem Gegner nur um einen Menschen, doch er durfte keinen Lärm verursachen und damit Hilfe herbeiholen. Es wunderte ihn, daß Craven das nicht schon längst getan hatte. Offensichtlich rechnete er damit, allein mit dem Einbrecher fertig zu werden.

Nun, er würde eine böse Überraschung erleben.

Jackson lächelte grimmig, während er seinen Gegner in großem Bogen umrundete und sich der Tür näherte. Durch diese glückliche Wendung der Geschehnisse konnte er sowohl Craven wie auch die unbekannte Frau in seine Gewalt bringen, wenn er es geschickt anstellte.

Gegen das Rechteck des Fensters konnte er sehen, wie Craven blindlings im Raum umhertastete. Mittlerweile war der Arzt an der Tür angelangt. Mit der Hand tastete er über die Wand, bis seine Finger den Lichtschalter berührten. Die plötzliche Helligkeit des aufflammenden Deckenlichts blendete ihn.

Nicht so Craven. Unglaublich schnell fuhr der Mann herum und stürmte auf ihn zu. Als Jackson ihn dicht vor sich sah, war es fast schon zu spät, um noch zu reagieren. Im letzten Moment konnte er sich unter dem wuchtigen Schlag ducken.

Kaum eine Handbreit über seinem Kopf traf Cravens Faust die Tür. Das Holz splitterte mit lautem Krachen.

Es handelte sich um massives, mehr als ein Inch dickes Eichenholz.

Jetzt befand sich ein faustgroßes Loch darin.

Von seinem eigenen Schwung wurde Robert Craven vorwärtsgerissen. Jackson sprang zur Seite, um nicht mit ihm zusammenzuprallen. Fassungslos starrte er auf das Loch in der Tür, durch das Cravens Arm fast bis zur Schulter verschwunden war. Er begriff nicht, wie so etwas passieren konnte. Kein normaler Mensch hätte einen solchen Schlag überstehen können, ohne sich nicht wenigstens die Hand zu brechen. Craven sah nicht einmal besonders kräftig aus. Er schrie nicht, nicht der geringste Schmerz zeigte sich auf seinem Gesicht.

Mit einem Ruck zog er den Arm zurück. Die Haut an den Knöcheln war aufgeplatzt, doch kein Tropfen Blut quoll aus der Wunde. Statt dessen sah Jackson etwas Metallisches blitzen. Der Anblick war so unglaublich, daß er an seinem Verstand zweifelte.

Craven nutzte den Moment seiner Unachtsamkeit ohne zu zögern aus. Seine Hand zuckte vor und bekam Jacksons Arm zu packen. Wie eine Stahlklammer schlossen sich die Finger um sein Handgelenk.

Jetzt erst überwand der Arzt seinen Schock. Zum Teufel, er war jedem anderen Menschen durch das Serum an Kraft überlegen. Was Craven gezeigt hatte, war beeindruckend gewesen, aber es gab ganz einfache Erklärungen dafür. Vielleicht sah die Tür nur so massiv aus und war in Wirklichkeit innen hohl. In jedem Fall war der Mann mit der närrischen weißen Haarsträhne kein ernstzunehmender Gegner für ihn.

Entschlossen wollte er sich losreißen. Der einzige Erfolg war, daß der Griff noch fester wurde. Mit einem kurzen, unglaublich harten Ruck brachte Craven ihn aus dem Gleichgewicht und riß ihn zu sich heran.

Jackson schrie auf, weniger vor Schmerz als vor Entsetzen über die Kraft seines Gegners, die selbst der seinen noch weit überlegen war. Er fiel nach vorne, versuchte sich hochzustemmen und sank auf die Knie zurück. Sein Schrei wurde zu einem erstickten Keuchen, als der Griff

Cravens so fest wurde, daß er ihm die Hand zu zerquetschen drohte.

»Nicht!« röchelte er. »Lassen Sie mich. Ich – ich tue alles, was Sie sagen!«

Reglos stand sein Gegner vor ihm und preßte ihn allein mit einer Hand zu Boden. Einige Sekunden lang kreuzten sich ihre Blicke. Kalter Angstschweiß bildete sich auf Jacksons Stirn. Er hatte sich für unbesiegbar gehalten, und nun wurde er quasi im Handumdrehen von einem Menschen bezwungen.

»Wo ist Robert Craven?« fragte der Mann kalt.

»Aber...« Der Arzt verstummte, als ihm bewußt wurde, was die Frage bedeutete. Der Mann war nicht Craven, obwohl er genauso aussah, wie Priscylla ihn beschrieben hatte.

»Ich weiß es nicht«, keuchte Jackson.

Der Griff verstärkte sich, und wieder schrie Jackson vor Schmerz auf.

»Wo ist Craven?« fragte der Unbekannte noch einmal.

»Ich – im Summers-Sanatorium«, stieß Jackson hervor. Vielleicht würde diese Notlüge ihm helfen. Schreckensstarr blickte er zu dem Mann auf.

Die ganze Zeit über blieb das Gesicht des Unbekannten völlig ausdruckslos. Auch seine Augen wirkten wie tote Glasmurmeln. Kein Lebensfunke zeigte sich darin. Kein Triumph, kein Haß, nichts.

Nur eisige Kälte.

Und plötzlich wußte Vernon Jackson, daß er sich erneut getäuscht hatte. Er wußte nicht, was diese Kreatur darstellte, aber er stand keinem Menschen gegenüber. Die Erkenntnis kam zu spät für ihn, und selbst wenn er die Wahrheit früher geahnt hätte, hätte er an seinem Schicksal nichts mehr ändern können. Ein Schlag traf sein Kinn mit solcher Wucht, daß sein Kopf in den Nacken geschleudert wurde und er augenblicklich das Bewußtsein verlor. Das letzte, was er in seinem Leben spürte, waren die Hände der Kreatur, die sich wie Schraubstöcke um seine Kehle legten und erbarmungslos zudrückten.

* * *

Wir brauchten fast zwei Stunden, um das einsam gelegene Sanatorium am Stadtrand von London zu erreichen, da wir alle stark frequentierten Straßen meiden mußten und immer wieder gezwungen waren, lange Umwege durch einsame Gassen zu machen. Sicherlich wurde bereits nach uns gefahndet, und die Gefahr, daß jemand mich als den gesuchten Mörder erkannte, war zu groß. Wenn das stimmte, was Shadow mir erzählt hatte, mußte ich für jeden, der mich sah, einen überaus auffälligen Anblick bieten.

Aber wir erreichten die Klinik, ohne einmal behelligt zu werden. Der Nebel war uns zugute gekommen, es handelte sich um einen nicht besonders dichten, dafür aber unangenehm feuchten Nebel, der unter die Kleidung kroch und sie klamm werden ließ. Zudem hatte sich die Temperatur empfindlich abgekühlt. Bei diesem Wetter waren nicht viele Menschen unterwegs, und die wenigen, denen wir begegnet waren, waren wie Schemen an uns vorbeigehastet, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen.

Das Gelände des Sanatoriums wurde von einer fast drei Yards hohen Mauer begrenzt. Es gab ein großes, schmiedeeisernes Tor, doch um diese Zeit war es natürlich verschlossen.

»Und nun?« fragte ich niedergeschlagen. Nur mit Mühe brachte ich die Worte heraus. Ich hatte das Gefühl, als wäre mein Mund eingefroren. Fröstelnd schlang ich die Arme um den Körper.

Wortlos deutete Shadow auf eine Baumgruppe, die sich einige Dutzend Yards von dem Tor entfernt erhob. Einer der kahlen Äste reichte bis fast an die Mauerkrone heran.

Shadow hob mich hoch, bis ich den untersten Ast packen und mich hinaufschwingen konnte. Anschließend zog ich sie zur mir herauf. Ihr Gewicht schien mir die Arme aus den Schultern zu reißen, und ich wußte hinterher nicht mehr zu sagen, wie ich es überhaupt geschafft hatte.

Mit vor Kälte steifen Fingern kletterte ich weiter. Schließlich hatte ich den zur Mauer führenden Ast erreicht. Von unten war er mir wesentlich breiter vorgekommen, als er in Wirklichkeit war. Auf Händen und Knien kroch ich vorwärts. Bei jeder Bewegung neigte sich der Ast und schaukelte. Je weiter ich kam, desto stärker senkte er sich. Jeden Moment rechnete ich damit, hinter mir ein Splittern zu hören, das ankündigte, daß er mein Gewicht nicht länger tragen konnte. Einige Sekunden lang mußte ich verschnaufen, bevor ich weiterkroch. Ich hätte nie gedacht, zu welcher Entfernung sich ein so kurzes Stück

dehnen konnte, bis ich mich endlich auf die Mauerkrone schwingen konnte.

Auf der anderen Seite erstreckte sich Rasen. Ich umklammerte die Mauerkante und ließ mich langsam herab, bis mein ganzes Gewicht an den Fingerspitzen hing. Dann ließ ich mich fallen. Der Aufprall riß mir die Beine unter dem Körper weg. Ich rollte mich ab und kam wieder auf die Füße. Wenige Sekunden später folgte mir Shadow. Keuchend lehnte ich mich gegen die Mauer. Die eisige Luft stach in meiner Lunge; wie eine weiße Fahne hing der Atem vor meinem Mund.

Ich blickte mich um.

Das Sanatorium erschien mir wie ein schlafendes, finsteres Ungeheuer, das jeden Augenblick aufwachen und über uns herfallen konnte. Als ich Pri hergebracht hatte, war mir die ganze Anlage mit dem weitläufigen Park, den gepflegten Buschgruppen und alten Bäumen ziemlich anheimelnd vorgekommen. Nun war von diesem Eindruck nichts mehr übriggeblieben.

Das eigentliche Gebäude zeichnete sich nur als dunkler Klotz geben den Himmel ab. Fast alle Fenster waren dunkel, lediglich im ersten Stock brannte hinter einigen nebeneinanderliegenden Fenstern Licht. Sie kamen mir vor wie gierig funkelnde Raubtieraugen.

Wie hatte ich Pri nur jemals hierherbringen können? fragte ich mich zum mindestens tausendsten Male. Wieder einmal hatte ich mich von Howard breitschlagen lassen. Er hatte mich davon überzeugt, daß es das beste für sie wäre, bis sie völlig geheilt wäre. Hier würde man ihr die beste ärztliche Hilfe angedeihen lassen, und sie wäre ständig unter Aufsicht, was natürlich ebenfalls nur ihrem eigenen Wohl diente.

Howard zufolge.

Ich hatte mir längst meine eigene Meinung zu der Sache gebildet. Er traute Pri nicht, glaubte nicht, daß ihr Geist die Verbindung mit dem Necronomicon unbeschadet überstanden hatte, und hielt sie für eine Gefahr. Das einzige Argument, das mich überzeugt hatte, Priscyllas Unterbringung in dem Sanatorium zuzustimmen, war meine häufige Abwesenheit von London. Ich konnte mich nicht in dem Maße um sie kümmern, wie es notwendig gewesen wäre, und wenn ich schon nicht selbst da war, wußte ich sie lieber in der Obhut der Ärzte als unter Howards Fittichen. Seine Abneigung gegen sie war schon fast krankhaft, und er war von dem missionarischen Drang besessen, mich vor der Gefahr zu schützen, die sie angeblich für mich darstellte.

Diesmal aber würde ich sie mit nach Hause nehmen, egal, wie sehr er sich dagegen sträubte.

»Komm schon«, riß mich Shadows Stimme aus meinen Gedanken.

Ich nickte verwirrt und folgte ihr.

Ich mußte aufpassen, daß ich mich durch Pris Nähe und die Vorfreude auf unser Wiedersehen nicht von Gefühlen ablenken ließ. Wir waren schließlich nicht ihretwegen hier, und jeder Moment der Unachtsamkeit konnte gefährlich werden.

Der Rasen unter meinen Füßen war noch vom Regen der vergangenen Nacht aufgeweicht. Bei jedem Schritt sank ich fast bis zu den Knöcheln ein und mußte höllisch aufpassen, um auf dem glitschigen, unter Nebelschwaden verborgenen Morast nicht auszurutschen.

Vorsichtig näherten wir uns dem Haus. Es war totenstill; nichts deutete darauf hin, daß man unser Eindringen bemerkt hatte. Gerade das aber machte mich mißtrauisch. Es hätte zumindest einen oder mehrere Nachtwächter geben müssen. Wenn man so leicht wie wir auf das Gelände kam, so konnte auch jeder der Patienten es ebenso leicht verlassen. Das aber mußte verhindert werden. Auch wenn jeder der Ärzte mir für eine solche Bemerkung wohl am liebsten die Krätze an den Hals wünschen würde, handelte es sich um nichts anderes als eine Klapsmühle. Die Preise lagen zwar so hoch, daß es sich nur wohlhabende Bürger leisten konnten, ihre Verwandten hier unterzubringen, aber es blieb eine Klinik, die sich auf die Behandlung von Geisteskrankheiten spezialisiert hatte, und einige der Patienten stellten eine Gefahr für die Allgemeinheit dar.

Das ungute Gefühl in meiner Magengegend verstärkte sich, je näher wir dem Haus kamen. Alles ging für meinen Geschmack zu einfach. Das Gelände mußte bewacht werden, alles andere war unvorstellbar. Wenn man uns nicht längst aufgehalten hatte, konnte das nur bedeuten, daß man wollte, daß wir weitergingen.

Möglicherweise in eine tödliche Falle.

Ich überlegte, ob ich Shadow von meinen Befürchtungen erzählen sollte, unterließ es dann aber und schaute mich nur noch einmal unbehaglich um. Die El-o-hym wußte besser, was uns erwartete, und sie würde auch jede Gefahr eher wahrnehmen als ich.

Eine weit geschwungene, sich nach unten verbreiternde Treppe führte zum Hauptportal des Sanatoriums empor. Sie wurde von zwei

wuchtigen Marmorstatuen flankiert; steinerne Wächter mit gewaltigen Schwertern in den, Händen. Automatisch wollte ich mich zu Treppe wenden, aber Shadow hielt mich zurück. Wieder warf ich einen unbehaglichen Blick zu den Fenstern hoch. Hinter jeder der dunklen Öffnungen glaubte ich ein Augenpaar wahrzunehmen, das jede unserer Bewegungen verfolgte, und wenn ich auch wußte, daß es sich nur um Einbildung handelte, konnte ich den Eindruck doch nicht ganz abstreifen.

Leise Musik drang an mein Ohr, der durch die Scheiben gedämpfte Gesang einer Vielzahl von Menschen. Silent night, holy night

Wie angewurzelt blieb ich stehen. Ein heiseres Lachen stieg aus meiner Kehle empor. Einen größeren Gegensatz als unser Schleichen durch die gespenstisch anmutende Nebellandschaft und den vielstimmigen Gesang von einer stillen heiligen Nacht konnte es kaum geben. Angesichts der alles andere als heiligen Ereignisse hatte ich völlig vergessen, welches Datum wir heute schrieben: den 24. Dezember.

Es war Heiligabend.

Der Gesang, die größtenteils dunklen Zimmer, das Fehlen eines Nachtwächters – alles, was mir in den letzten Minuten Sorgen bereitet hatte, fügte sich nun zu einer denkbar einfachen und harmlosen Erklärung zusammen. Die Patienten und das Personal der Klinik hatten sich zu einer gemeinsamen Weihnachtsfeier zusammengefunden.

Meine Anspannung entlud sich in einem leisen Kichern, wobei ich die Hand vor den Mund pressen mußte, um nicht laut herauszuprusten. Shadow starrte mich wie einen Geisteskranken an, und wahrscheinlich überlegte sie auch gerade, ob ich mich nicht bei einem der Nervenärzte in besserer Obhut befunden hätte. Der Gedanke an die Ärzte und vor allem an Pri ernüchterte mich augenblicklich. Mein Kichern brach ab.

»Frohe Weihnachten«, raunte ich Shadow bitter zu. »Fehlt nur noch ein Geschenk.«

In diesem Moment hatte ich glattweg vergessen, daß bekanntlich jeder meiner Wünsche unserem Autor Befehl war. Er bereitete uns unser Weihnachtsgeschenk gleich darauf in Form der beiden Marmorstatuen neben der Treppe, die zum Leben erwachten und sich auf uns stürzten.

Scheiß Weihnachten.

* * *

Mit klopfendem Herzen wartete Elisabeth Denworthy einige Sekunden vor der Tür. Sie atmete ein paarmal tief durch, um sich selbst Mut zu machen, bevor sie zaghaft anklopfte. Dr. Jackson hatte im Rahmen seiner Therapie strikte Anweisung gegeben, das Zimmer nicht zu betreten, solange kein Notfall vorlag. Er war immerhin einer der angesehensten und einflußreichsten Ärzte der Klinik, und es gab keinen Notfall, aber immerhin war Heiligabend, und wenn er selbst schon nicht an der Feier teilnahm, so war dies noch lange kein Grund, Priscylla als einzige Patientin ebenfalls davon auszuschließen. Außerdem bot diese Situation ihr möglicherweise Gelegenheit, mit der Patientin über ein paar Dinge zu sprechen, die ihr in den letzten Tagen aufgefallen waren.

»Herein«, wurde Elisabeth aufgefordert. Sie öffnete die Tür und trat ins Zimmer. Es war dunkel, und sie schaltete das Licht an.

Priscylla lag im Bett und lächelte ihr freundlich entgegen. Ihr engelhaftes Gesicht zeigte keinerlei Spuren von Wahnsinn, so daß sie meistens wie ein unschuldiges kleines Mädchen aussah. Niemand hätte bei ihr eine Geisteskrankheit vermutet, wenn es nicht gelegentlich zu diesen Anfällen gekommen wäre, in denen sie nicht mehr Herr ihrer selbst war. Elisabeth hatte in den nun schon fast zwanzig Jahren, die sie im Sanatorium arbeitete, eine Menge Formen von Verrücktheit erlebt, doch dieser Fall blieb ihr ein Rätsel. Sie tröstete sich damit, daß sie schließlich nur eine Krankenschwester war und Dr. Jackson sicherlich wußte, was er tat, wenn er für Priscylla strikte Isolation anordnete.

Was nicht bedeutete, daß es nicht auch Ausnahmen geben durfte, ohne daß seine ganze Behandlung dadurch gleich in Frage gestellt wurde. Heiligabend war in Elisabeths streng katholisch geprägtem Weltbild eine solche Ausnahme – und zwar eine gewichtige. Zur Not konnte sie sich immer noch damit herausreden, daß sie geglaubt hätte, einen Schrei zu hören. Da sollte Jackson ihr erst einmal das Gegenteil beweisen.

»Frohe Weihnachten«, sagte sie lächelnd. »Ich sollte zwar eigentlich nicht hiersein, aber da schließlich nur einmal im Jahr Heiligabend ist, dachte ich mir, daß ich Sie hier nicht so alleine liegenlassen kann, ohne wenigstens zu fragen, ob Sie vielleicht einen Wunsch haben.«

»Das ist sehr nett von Ihnen, Mrs. ...«

»Denworthy, Mrs. Elisabeth Denworthy. Sagen Sie einfach Lizzy zu mir. Darf ich mich ein paar Minuten zu Ihnen setzen?«

»Gerne.« Priscylla seufzte. »Ich langweile mich schrecklich so ganz alleine.«

»Ich würde Sie ja gerne einladen, zusammen mit den anderen zu feiern, aber ich fürchte, das würde Dr. Jackson mir sehr übelnehmen«, sagte Elisabeth. Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich neben das Bett. Nervös knetete sie ihre Hände. »Ich – ich wäre froh, wenn Sie ihm überhaupt nicht erzählen würden, daß ich hier war.«

»Einverstanden«, stimmte Priscylla zu. »Es ist wirklich nett, daß Sie sich ein wenig um mich kümmern.« Sie lachte schelmisch. »Da wäre es doch unfair, wenn ich Sie dafür verpetzen würde.«

Elisabeth schauderte. Etwas an dem Lachen erschien ihr sonderbar falsch, ohne daß ihr bewußt wurde, was sie so beunruhigte. In einer Beziehung hatte Jackson zweifelsohne recht: Dieses Mädchen war wirklich außergewöhnlich. Allein dieses vordergründig so natürlich anmutende Lachen war ein Beweis dafür. Es hatte nichts mit dem verrückten, schrillen Gekicher mancher anderer Patienten gemein, aber ebenso unterschied es sich von dem Lachen normaler Menschen. Es wirkte auf eine unbegreifliche Art – unmenschlich!

Mit einemmal hielt es Elisabeth Denworthy gar nicht mehr für eine so gute Idee, heimlich etwas über das Mädchen herauszufinden. Ihre Nervosität verstärkte sich. Am liebsten hätte sie sich verabschiedet und wäre aus dem Zimmer gegangen.

Dann aber erinnerte sie sich wieder an das, was sie eigentlich herausfinden wollte. Sie gab sich einen innerlichen Ruck.

»Dr. Jackson kümmert sich ja wirklich rührend um Sie«, sagte sie wie beiläufig. »Er verwendet fast seine ganze Zeit nur auf Sie. Selbst nachts unternimmt er mit Ihnen noch Spaziergänge.«

Priscyllas Gesicht verdüsterte sich. »Was meinen Sie damit?« hakte sie nach. Jede Spur von Freundlichkeit war aus ihrer Stimme gewichen. Ihr Tonfall klang jetzt beinahe lauernd.

Elisabeth schluckte, um den Kloß loszuwerden, der plötzlich in ihrem Hals saß. Sie erkannte, daß sie zu weit gegangen war. Die Atmosphäre im Raum hatte sich binnen weniger Sekundenbruchteile völlig verändert. Priscylla machte auf einmal keineswegs mehr den Eindruck eines unschuldigen, harmlosen Mädchens, das nur gelegentlich von

Schreianfällen überwältigt wurde. Elisabeth erschien sie vielmehr wie…

Ihr fiel kein passender Vergleich ein, aber es handelte sich in jedem Fall um etwas äußerst Unangenehmes, geradezu Gefährliches. Sie warf einen verstohlenen Blick zur Tür. Sie war geschlossen, obwohl sich die Krankenschwester sicher war, sie beim Eintreten offengelassen zu haben. Einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, einfach aufzuspringen und aus dem Zimmer zu rennen, aber ohne die Herkunft dieses Wissens zu ahnen, wußte sie plötzlich, daß sie nicht einmal die Tür erreichen würde.

»Was meinen Sie mit nächtlichen Spaziergängen?« fragte Priscylla noch einmal. Ihr Stimme klang nun eindeutig lauernd.

»Nun, ich – ich sah letzte Nacht, wie Dr. Jackson mit Ihnen über den Flur ging.« Wohlweislich verschwieg die Krankenschwester, daß sie auch gesehen hatte, daß das Ziel der beiden Menschen die Gewölbe unter dem Sanatorium gewesen waren. Ihr war ein Gedanke gekommen, wie sie sich herausreden konnte. »Es ist ja ungesund, wenn man so lange nur im Bett liegt«, fuhr sie hastig fort und zwang sich zu einem gekünstelten Lächeln. »Da er Kontakte mit den anderen Patienten verhindern will, dachte ich mir, daß er extra nachts mit Ihnen spazierengeht, wenn die anderen schlafen. Er ist wirklich ein ungewöhnlich engagierter Arzt, daß er sogar seine Nachtruhe für Sie opfert.«

Erleichtert atmete Elisabeth auf, als sie sah, wie sich das Gesicht des Mädchens wieder entspannte und sogar ein zaghaftes Lächeln zeigte. Anscheinend hatte sie genau das Richtige gesagt. Dennoch wollte sie nur noch so schnell wie möglich aus dem Zimmer heraus, weg von diesem unheimlichen Mädchen.

»Ich muß jetzt wieder zurück, bevor man mich vermißt«, sagte sie und stand abrupt auf.

»Vielen Dank noch einmal, daß Sie gekommen sind«, verabschiedete sich Priscylla. »Ach, einen Gefallen könnten Sie mir bitte noch tun.«

Auf halbem Weg zur Tür verharrte Elisabeth Denworthy und drehte sich widerwillig herum.

»Um was handelt es sich denn?«

»Da wir Weihnachten haben, würde ich mich gerne ein wenig schönmachen. Könnten Sie mir bitte den Spiegel und die Haarbürste

geben? Beides liegt auf der Kommode neben Ihnen.«

»Aber sicher.«

Kalter Schweiß perlte auf Elisabeths Stirn, als sie nach den Utensilien griff. Jeder Schritt in Richtung des Bettes bereitete ihr Mühe.

»Halten Sie mir den Spiegel doch bitte einen Augenblick, bis ich mich gekämmt habe«, bat Priscylla. Es klang mehr wie ein Befehl als wie eine Bitte.

Elisabeth kam nicht dagegen an. Widerwillig hielt sie dem Mädchen den Handspiegel hin. Priscylla griff nach ihrer Hand und drehte sie so, daß die Krankenschwester das Gesicht des Mädchens in der Glasfläche sehen konnte.

Im gleichen Moment schrie diese gellend auf.

Priscyllas makelloses Gesicht zeigte sich im Spiegel als die von Warzen und kraterartigen Pusteln übersäte Fratze einer uralten, faltigen Greisin mit verfaulten Zähnen, die hinter vertrockneten, eingefallenen Lippen sichtbar wurden. Elisabeth Denworthy schrie, bis Priscylla den Schrei mit ihrer Hand erstickte und sie mit einem einzigen Schlag tötete.

* * *

»Sie sind ein Engel«, lobte Howard, als Mary Winden in den Salon trat, wo er mit Rowlf saß. In den Händen hielt sie ein Silbertablett, auf dem eine Kanne mit dampfendem Kaffee stand.

»Vorsicht, so viel Freundlichkeit könnte bei Ihnen zur schlechten Angewohnheit werden«, erwiderte sie bissig. Ihre Stimme klang müde; nicht die Art von Müdigkeit, die auf zuwenig Schlaf hindeutete, sondern eine Erschöpfung seelischer Natur. Sie stellte das Tablett ab, und Howard sah, daß ihre Hände zitterten. Sie befand sich ebenso in Sorge um Robert wie er selbst, und das schon seit Wochen und Monaten. Diese Zeit hatte bei ihr Spuren hinterlassen, die über die tiefer gewordenen Falten in ihrem Gesicht hinausgingen. Sie war wortkarg geworden und kapselte sich in ihrer Trauer immer mehr von ihrer Umwelt ab.

In den letzten Tagen war es besonders schlimm gewesen, sie hatte wohl nicht mehr zu hoffen gewagt, Robert nach so langer Zeit noch

einmal lebend wiederzusehen. Sills Bericht hatte ihr immerhin ein wenig Hoffnung zurückgegeben. Auch wenn die Bemerkung nicht gerade freundlich war, erleichterte es Howard doch, daß sie überhaupt wieder so etwas wie einen Scherz über die Lippen brachte.

»Wie geht es dem Mädchen?« erkundigte er sich.

»Sill?«

»Natürlich, oder gibt es etwa noch mehr Mädchen im Haus?« fauchte Howard sie an. Obwohl er fast den ganzen Tag durchgeschlafen hatte und erst vor kaum einer halben Stunde aufgewacht war, fühlte er sich immer noch erschöpft und ausgelaugt. Bevor er die erste Tasse Kaffee zum Frühstück getrunken hatte, war er prinzipiell nicht ansprechbar, daran änderte sich auch nichts, wenn dieses »Frühstück« um acht Uhr abends stattfand. Dazu kam seine Gereiztheit, aber er erkannte, daß er zu weit gegangen war. »Verzeihen Sie, Mary. Aber ich würde gern noch einmal mit Sill sprechen. Vielleicht fällt ihr doch noch etwas ein, das uns weiterhelfen kann.«

Mary schüttelte den Kopf.

»Muß das unbedingt sein? Sie schläft immer noch tief und fest. So erschöpft, wie sie war, ist es wohl das beste für sie. Sie hat doch alles gesagt, was sie weiß, gönnen Sie ihr die paar Stunden Ruhe.«

»Aber's Leben von'em Klein' könnt davon abhängn«, mischte sich Rowlf ein. »Für mich is das alles ziemlich komisch, was se erzählt hat. Wenn se keine Frau war, hätt ich se schon längs ma am Kragen gepackt un ordentlich durchgeschüttelt. Ma sehn, ob ihr dann nich doch noch was einfällt.«

»Lassen wir das«, sagte Howard und schenkte sich Kaffee ein. »Ich glaube nicht, daß Sill lügt. Aber ich werde nachher noch mal mit ihr sprechen. Sie ist die einzige, die uns vielleicht weiterhelfen kann. Wir müssen jeder Spur nachgehen.«

Versonnen nippte er an seinem Kaffee und setzte die Tasse hastig ab, als er sich die Zunge an dem heißen Getränk verbrühte. Er nahm eines der Brötchen und schnitt es auf. Noch bevor er es mit Butter bestrich, zog er eine Zigarre aus der Tasche und zündete sie an. Er war so in Gedanken versunken, daß es ihm nicht einmal bewußt wurde. Marys bösen Blick ignorierte er.

»Still«, zischte Rowlf plötzlich – überflüssigerweise, da ohnehin niemand sprach. Er legte die Hand ans Ohr, um besser hören zu

können. Ein paar Sekunden lang lauschte er, dann sprang er abrupt auf.

»Was ist los?« fragte Howard. Er hatte nichts gehört, aber Rowlf gehörte nicht zu den Leuten, die sich auf solche Art in Szene setzten, wenn er nicht wirklich etwas wahrgenommen hatte.

»Da hat was gekracht«, erklärte er knapp und riß die Tür auf. Er stürmte in die Eingangshalle. Howard folgte ihm. Sicherheitshalber zog er den kleinen doppelschüssigen Revolver, den ständig zu tragen er sich angewöhnt hatte, aus der Tasche.

Ein markerschütternder Schrei ließ ihn zusammenzucken und beseitigte die letzten Zweifel, ob Rowlf sich vielleicht doch getäuscht hatte. Im ersten Augenblick glaubte er, Harvey, der reichlich senile Butler, hätte geschrien, doch es handelte sich um eine andere Stimme. Mit einem Mal ahnte er, woher der Schrei stammte, und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß sein Verdacht nicht zutreffen möge. Das Gebet wurde nicht erhört.

Rowlf hatte bereits den Korridor erreicht, an dem das Zimmer lag, in dem sich die Überreste des Craven-Roboters befanden. Ein faustgroßes Loch prangte in der Tür. Jemand hatte im Zimmer das Licht eingeschaltet. Durch das Loch sah Howard den Schatten, der sich der Tür näherte.

»Zurück!« brüllte er Rowlf zu und hob die Waffe, obwohl er wußte, daß sie ihm gegen diesen Gegner nichts nutzen würde. Der Hüne zögerte. Er hatte bereits die Hand nach der Klinke ausgestreckt, ließ sie aber auf Howards Befehl hin wieder sinken. Auch er mußte die Gefahr erkannt haben und sprang zur Seite.

Im nächsten Moment wurde die Tür mit Urgewalt aus den Angeln gerissen. Es versetzte Howard einen schmerzhaften Stich, die Gestalt Robert Cravens zu sehen. Seine Hände wurden feucht vor Aufregung. Der Roboter wirkte so lebensecht, daß er für einen Sekundenbruchteil der wahnwitzigen Hoffnung nachhing, es könnte sich wirklich um den vermißten Freund handeln.

Allerdings nur für einen Sekundenbruchteil.

Ohne Rowlf, der sich neben ihm an die Wand preßte, auch nur zu beachten, schritt das Maschinenwesen über den Korridor. Bei jedem Schritt dröhnte der Boden unter seinem Gewicht.

Howard wollte Rowlf eine Warnung zurufen, aber er kam nicht mehr

dazu. Ungeachtet aller schlechten Erfahrungen, die er bereits mit de Laurecs Puppen gemacht hatte, stürzte der Hüne sich auf die Kreatur und klammerte sich an ihr fest.

Sie schüttelte ihn wie ein lästiges Insekt ab. Rowlf wurde durch die Luft geschleudert. Die Holzvertäfelung zersplitterte, als er gegen die Wand prallte, daran entlangrutschte und reglos liegenblieb.

Howard schoß. Beide Kugeln trafen den Kopf des Monstrums, und beide prallten wirkungslos an dem Stahl ab. Er ließ die Waffe fallen und rannte in die Halle zurück. Zitternd preßte er sich neben der Tür an die Wand.

Sekunden später trat die Kreatur aus dem Korridor. Ohne ihn zu beachten, wandte sie sich der Eingangstür zu. Sie machte sich nicht erst die Mühe, sie zu öffnen, sondern stapfte geradewegs hindurch und verschwand in der Dunkelheit.

Howard atmete auf. Sarim de Laurecs Programmierung schrieb dem Roboter vor, Robert zu töten, und er würde nach ihm suchen, bis er ihn fand. Andere Menschen griff er nur an, um sich zu verteidigen. Solange man sich ihm nicht in den Weg stellte, nahm er niemanden wahr.

Howard überlegte kurz, ob er der Kreatur folgen sollte, aber dann siegte seine Sorge um Rowlf. Er eilte in den Korridor zurück.

Rowlf richtete sich gerade stöhnend auf. Wie ein Bulle schüttelte er den Kopf. Seine Konstitution war wirklich unglaublich. Jeder andere wäre von dem Schlag stundenlang betäubt gewesen, sofern er überhaupt jemals wieder aufgewacht wäre.

»Wo isser?« brüllte Rowlf und ballte die Fäuste.

»Verschwunden, wahrscheinlich aus Angst vor dir«, antwortete Howard. Er erinnerte sich wieder an den Schrei und lief in das Zimmer.

Ein junger Mann, den er noch nie gesehen hatte, lag auf dem Boden. Howard beugte sich über ihn. Er machte sich bittere Vorwürfe. Ohne seine stümperhaften Versuche in der vergangenen Nacht wäre das alles nicht geschehen. Die Übermüdung hatte ihn unverzeihliche Fehler begehen lassen, die schreckliche Früchte getragen hatten. Jede Hilfe kam für den Unbekannten zu spät. Er war tot.

Howard untersuchte seine Taschen und förderte eine Brieftasche

zutage.

»Vernon Jackson«, murmelte er nach einem Blick in den Ausweis. Ein zweites Schreiben erweckte seine Aufmerksamkeit. »Arzt im Summers-Sanatorium«, fügte er überrascht hinzu.

»Das is doch die Klapsmühle, wo Prisille liegt«, stieß Rowlf hervor.

»Priscylla«, verbesserte Howard automatisch. Sein Sinn für Humor war erloschen. »Ich möchte nur wissen, was der hier wollte«, überlegte er laut und tippte Rowlf mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Die Sache stinkt mir ganz verdächtig. Ich glaube, wir sollten uns das Sanatorium schnellstens einmal ansehen.«

* * *

Aus den Augenwinkeln sah ich die beiden Schatten heranfliegen und warf mich instinktiv zur Seite. Einer der Schatten verfehlte mich und stürzte an mir vorbei zu Boden. Ich nutzte meinen Schwung, um mich abzurollen und sofort wieder auf die Beine zu springen.

Erst jetzt sah ich, daß der erste Eindruck mich getäuscht hatte. Es waren nicht die Statuen selbst, die uns angriffen, sondern zwei Männer, die dahinter gelauert hatten. Ich kannte die beiden, es waren dieselben Männer, die Sill und mich bei meiner Ankunft in London überfallen hatten.

Wieder drohte der Schrecken über die furchtbare Deformation ihrer Gesichter mich zu lähmen. Die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf. Ich hatte erlebt, wie stark die beiden waren und daß ich im offenen Kampf keine Chance gegen sie hatte.

Um ein Haar wäre mein Zögern mir zum Verhängnis geworden. Ich sah den Ansatz des Schlages. Im letzten Moment gelang es mir, den Kopf zur Seite zu reißen. Ganz ausweichen konnte ich nicht mehr, dafür kam der Hieb zu schnell, aber wenigstens verfehlte er mein Kinn. Dafür traf mich die Faust an der Schulter. Es war ein Gefühl, als wäre ich von einer Dampframme getroffen worden.

Ich wurde von den Füßen gerissen und überschlug mich in der Luft. Himmel und Erde führten einen rasenden Tanz um mich herum auf. Ich sah eine der Statuen näher kommen und riß instinktiv die Arme hoch. Irgendwie gelang es mir, noch im Sturz meine Richtung ein wenig zu ändern, gerade weit genug, daß ich der Statue ausweichen

konnte und dicht neben dem Sockel aufschlug.

Obwohl der regennasse Boden meinen Sturz dämpfte, betäubte mich der Aufprall beinahe. Für einige Sekunden wunderte ich mich einfach nur darüber, daß ich noch am Leben war oder mir nicht wenigstens sämtliche Knochen im Leib gebrochen hatte. Wo der Schlag meine Schulter getroffen hatte, brannte sie, als ob sie in glühende Lava getaucht worden wäre, aber mit zusammengebissenen Zähnen konnte ich den Arm noch bewegen. Hätte der Hieb mein Kinn getroffen…

Unbeirrt kam die Monsterkreatur näher gestapft. Ein widerliches Grinsen lag auf dem Gesicht des Mannes.

Mein Atem ging keuchend und stoßweise. Der Schmerz ließ mich schwindelig werden. Ich versuchte, die dunklen Schleier vor meinen Augen wegzublinzeln, und quälte mich stöhnend wieder auf die Beine, nur um auf dem glitschigen Gras sofort wieder den Halt zu verlieren und erneut zu Boden zu stürzen.

Dieses Mißgeschick rettete mir das Leben. Ich stürzte unter dem Schlag des Mannes hinweg und glaubte noch den Luftzug zu spüren. Die Faust traf eines der steinernen Beine der Statue und zertrümmerte es.

Ohne ein Anzeichen von Schmerz drehte der Mann sich herum, um mir endgültig den Garaus zu machen. Als ein Krachen ihn warnte und herumfahren ließ, war es bereits zu spät. Sein Grinsen erstarb, und namenloses Entsetzen verzerrte sein Gesicht. Sekundenlang starrte er in fassungslosem Schrecken die Statue und ihr genau auf seine Brust gerichtetes Schwert an. Mit einem übermenschlich schnellen Sprung versuchte er, zur Seite auszuweichen. Er schaffte es nicht.

Für einen Moment schien die Zeit selbst den Atem anzuhalten. Der seines Haltes beraubte Körper des zentnerschweren steinernen Wächters neigte sich, zuerst ganz langsam, dann immer schneller, das gigantische Schwert zum Stoß vorgestreckt.

Ich schloß die Augen, als ich den gräßlichen Todesschrei des Mannes hörte.

Als die Statue auf dem Boden aufschlug, brach sie mit ungeheurem Krachen vollends auseinander. Steinsplitter flogen wie Granatgeschosse durch die Luft. Ich spürte einen harten Schlag am Kopf.

Danach spürte ich für eine ganze Weile gar nichts mehr.

* * *

Schritt für Schritt wich Shadow zurück. Es sah aus, als würden sie und das zweite Mutantenmonstrum sich nur lauernd umkreisen, dabei hatte der Kampf schon längst begonnen. Wenn er auch nicht mit den Fäusten ausgetragen wurde, so wurde er doch ebenso unerbittlich geführt.

Die El-o-hym wußte, daß sie ihrem Gegner im offenen Zweikampf trotz ihres Männerkörpers weit unterlegen war. Sie griff ihn auf magische Art an.

Der Mann besaß selbst keine magischen Kräfte, aber das Serum machte ihn gegen jede Art von Beeinflussung so gut wie immun. Shadow vermochte ihn allenfalls kurzfristig aufzuhalten.

Sie spürte, wie ihre Kräfte immer mehr erlahmten. Trotz der Kälte war ihr Gesicht schweißüberströmt. Mit jeder Minute ließ ihre Konzentration nach. Schon jetzt war abzusehen, wann ihre geistige Abwehr endgültig zusammenbrechen würde. Sie hatte keine Chance mehr, diesen Kampf zu gewinnen, dennoch bemühte sie sich weiterhin erbittert, eine Wende herbeizuführen. Sie wußte, daß sie nicht aufgeben durfte. Es hätte nicht nur ihr Ende bedeutet, sondern auch Robert Cravens Schicksal besiegelt.

Ohnmächtiger Haß schoß in ihr hoch. Trotz allem, was er bisher erlebt hatte, war Robert immer noch ein Kind, unfähig, zu durchschauen, in welches Netz von Fallen er sich verstrickt hatte. Er war geradezu blind vor Liebe und würde sich noch weigern, das Verhängnis zu sehen, wenn er die Wahrheit über Priscylla wußte; die Wahrheit über das Geschöpf, das den Untergang der Welt herbeiführen würde. Shadow hatte sich übernommen, die Umstände hatten sie viel zu früh zum Handeln gezwungen. Ihr Plan war fehlgeschlagen, weil sie noch zu schwach war. Nun konnte sie nur noch versuchen zu retten, was zu retten war.

Haß und Verzweiflung verliehen ihr noch einmal neue Kraft. Mit aller Konzentration, die sie noch aufbringen konnte, schlug sie zu.

Ihr Gegner wankte und taumelte zurück. Jäher Schrecken verzerrte sein Gesicht. Seine zum Angriff erhobenen Arme sanken herab.

Shadow schloß die Augen, um sich noch besser konzentrieren zu können. Verbissen kämpfte sie gegen den Willen des Mannes an und

drang immer tiefer in sein Bewußtsein vor. Sein Geist wehrte sich, bemühte sich, Barrieren zu errichten, aber sie fegte sie beiseite. Shadow wußte, daß sie gewonnen hatte. Sie holte zu einem letzten, entscheidenden Hieb aus, als plötzlich…

Es war, als würde ein Blitz durch sie fahren. Grellodernde Glut erfüllte ihr Bewußtsein. Ihre mentalen Fühler wurden von einer Kraft, die der ihren um ein Vielfaches überlegen war, zurückgedrängt. Schlagartig verlor sie jeden Kontakt zum Geist des Mutanten. Schreiend stürzte sie zu Boden und preßte die Hände an den Kopf, ohne den Schmerz dadurch lindern zu können.

»Steh auf!« befahl eine harte Stimme. Gleichzeitig verebbte der Schmerz.

Shadow hob den Kopf. Sie wußte, wer vor ihr stand, und trotzdem erschrak sie. Ihr war, als stürze sie in einen bodenlosen Abgrund. Sie sah das Wesen nicht mit menschlichen Augen, und was sie hinter der Maske Priscyllas erkannte, ließ sie erneut gepeinigt aufschreien. Obwohl sie die Falle als solche längst durchschaut hatte, wurde ihr erst in diesem Augenblick bewußt, wie hinterhältig der Plan ihrer Feinde wirklich war und wie weit sie ihn bereits vorangetrieben hatten.

»Du – du bist…«

»Schweig!« donnerte Priscylla. Ein böses Lächeln glitt über ihr Gesicht. »Du warst schlau, und fast wäre es dir gelungen, meinen Plan zu durchkreuzen. Du wußtest, daß Robert dir nicht glauben würde, wenn du ihm einfach nur die Wahrheit über das Siegel erzählt hättest.«

»Er wird es merken«, antwortete Shadow und bemühte sich, ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen. Sie wandte ihren Blick von Priscylla ab, weil selbst sie fürchtete, den Verstand zu verlieren, wenn sie den Anblick noch länger ertragen mußte.

»Du kannst meinen Körper vernichten«, fuhr sie fort. »Aber Robert wird die richtigen Schlüsse ziehen und dich durchschauen, wenn er von meinem Tod erfährt.«

»Das glaube ich nicht. Wie sollte er Schlüsse aus etwas ziehen, von dem er nicht einmal etwas weiß?«

Priscylla blickte den reglosen Körper des Hexers an und vollführte einige komplizierte magische Gesten mit den Händen. Worte einer uralten, seit Hunderten von Millionen Jahren vergessenen Sprache

quollen aus ihrem Mund. Unsichtbare Energieströme brachen aus ihren Händen und vereinten sich an dem Ort, wo Robert lag. Trotz der Ohnmacht mußte er Schmerzen verspüren und zuckte zusammen.

»So einfach ist das«, triumphierte Priscylla. »Es ist, als ob du niemals existiert hättest.«

»Die Wahrheit ist immer noch in seinem Unterbewußtsein verankert«, stieß Shadow hervor. »Du weißt, daß eine El-o-hym nicht wie ein Mensch stirbt. Im Augenblick meines Todes werde ich noch die Kraft finden, deine Gedächtnisblockade zu beseitigen. Du kannst mir nichts antun; trotz allem hast du verloren.«

Wieder lächelte Priscylla. Auf ihrem Gesicht zeigte sich eine Mischung aus Spott und falscher Freundlichkeit.

»Du irrst dich, Shadow, oder sollte ich lieber Uriel sagen? Wer hat davon gesprochen, daß ich dich töten werde? Ich weiß, welche Folgen das für mich hätte. Aber es gibt andere Möglichkeiten. Ich werde dich an einen Ort bringen, wo du mir nicht mehr schaden kannst und wohin nicht einmal Hasturs Einfluß reicht.«

Sie stieß ein einziges, unglaublich düster klingendes Wort hervor. Shadows Augen weiteten sich vor Entsetzen, als sie das Vorhaben Priscyllas durchschaute. Verzweifelt versuchte sie, sich gegen den fremden Einfluß zu stemmen, aber ihre magischen Kräfte waren erschöpft und ausgebrannt. Sie konnte nicht einmal mehr fliehen. Ihre Füße schienen mit dem Boden verwachsen zu sein.

Die Finsternis schien sich an einem Punkt dicht vor ihr zusammenzuballen und schattenhafte Konturen anzunehmen. Die Schatten waren zu finster, zu dicht, um allein durch die Abwesenheit von Licht hervorgerufen zu werden. Shadow wußte, daß dies keine Einbildung war. Mit der puren Kraft ihres Willens schuf Priscylla ein Tor, einen Riß in der Wirklichkeit, in dem es nachtschwarz zuckte. Rauchige Schattenfinger peitschten aus dem Tor hervor und griffen nach der El-o-hym.

»Robert!!!«

Mit der Kraft der Verzweiflung überwand sie die Lähmung Und stieß den Schrei aus, bevor die Schattenfinger sie packten und mit sich in die Unendlichkeit rissen.

Das Tor brach zusammen, sobald es seinen Zweck erfüllt hatte. Erschöpft wischte Priscylla sich den Schweiß von der Stirn. Um ein

Haar hätte die El-o-hym alles gefährdet, aber diese Gefahr war für alle Zeit gebannt. Noch niemals war ein Wesen aus der kalten Wüste zurückgekehrt, und nicht einmal einem leibhaftigen Engel würde die Rückkehr gelingen.

»Und nun zu dir«, murmelte Priscylla und beugte sich über Robert. »Ich glaube nicht, daß du jetzt noch Mißtrauen gegen mich hegst, nicht wahr?«

Laute Fußtritte ließen sie aufschauen. Sie schrak zusammen, als sie die Kreatur erblickte, die sich ihr näherte.

Eine Kreatur mit dem Aussehen des Mannes, der vor ihr lag!

»Vernichte ihn!« befahl sie dem Mutanten, der reglos an ihrer Seite stand. Die Errichtung des Tors war fast über ihre Kräfte gegangen, sie durfte sich selbst nicht durch eine neue Auseinandersetzung in Gefahr bringen. Sie legte dem Mann kurz die Hände auf die Schultern und sammelte noch einmal ihre magische Kraft, um sie an ihn abzugeben.

Im gleichen Moment zerfloß seine Gestalt zu schwarzem Protoplasma...

* * *

Jemand rief meinen Namen und schreckte mich aus meiner Ohnmacht auf. Wie aus weiter Ferne drang der Schrei an mein Ohr, aber ich war zu benommen, um darauf reagieren zu können. Nur langsam, fast widerwillig lichteten sich die Schleier, die sich um mein Bewußtsein gelegt hatten. Auch jetzt schmerzte mein Kopf, aber es war eine andere Art von Schmerz, als ich sie nach der...

Der Gedanke entglitt mir, noch bevor ich ihn richtig fassen konnte. Gerade noch hatte ich mich vage an etwas erinnert, aber ich hatte keine Vorstellung mehr, um was es sich gehandelt hatte.

Ich schob es auf den Schmerz, der jede Konzentration unmöglich machte. Vorsichtig tastete ich mit den Fingern über meinen Kopf. Der Schmerz wurde übermächtig, als ich eine bestimmte Stelle berührte. Als ich meine Hand zurückzog, war sie blutverschmiert.

Jetzt erst fiel mir alles wieder ein. Der Kampf gegen das Mutantenmonster – die zerberstende Statue. Ich war in das Sanatorium gekommen, weil sich Pri in Gefahr befand.

Kampfgeräusche ließen mich auffahren. Vergessen waren alle Schmerzen, als ich Pri entdeckte, die sich ängstlich an die Hauswand preßte. Aber ich sah nicht nur sie, sondern auch die schreckliche Gefahr, die ihr drohte.

Kaum drei Yards von ihr entfernt kämpfte ein Shoggote gegen eine andere Gestalt, die ich in der Dunkelheit nur undeutlich erkennen konnte.

Ich rannte zu Priscylla hinüber und schloß sie in die Arme. Meine Gefühle befanden sich in Aufruhr. Ich wollte etwas sagen, aber meine Kehle war trocken und wie zugeschnürt. So preßte ich sie nur an mich und strich ihr über das Haar.

»Robert«, hauchte sie und schlang schluchzend ihre Arme um mich. Wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an mich. Tränen liefen über ihre Wangen.

Am liebsten hätte ich sie nie mehr losgelassen, aber wir befanden uns immer noch in Gefahr. Behutsam löste ich ihre Arme und wandte mich wieder dem Shoggoten zu.

Erst jetzt erkannte ich, um wen es sich bei seinem Gegner handelte. Die Haut des Mannes hing in Fetzen von seinem Gesicht. Darunter schimmerte Metall. Es handelte sich um die Roboterkopie, die Sarim de Laurec von mir angefertigt hatte. Trotz seiner gewaltigen Kraft war das Maschinenwesen dem Shoggoten unterlegen. Ein gewaltiger Hieb der armstarken Tentakel traf seinen Kopf. Funken sprühten auf, und dann ging alles so schnell, daß ich es mit den Augen kaum verfolgen konnte.

Ein heller, peitschender Laut erscholl, als der Stahl, aus dem der Schädel gefertigt war, der Länge nach aufriß. Ein grellweißer Blitz zuckte aus der Öffnung und zerschmolz das Metall binnen eines Sekundenbruchteils zu einem unförmigen Klumpen. Das künstliche Wesen wankte und brach zusammen.

Ich riß den Stockdegen aus seiner Umhüllung. Es war mir egal, wie der Roboter hierhergekommen war und was er wollte. Er hatte Pri zumindest kurzfristig vor dem Shoggoten gerettet, und die Dienerkreatur der GROSSEN ALTEN bildete zweifelsohne die größere Gefahr. Mit dem Stockdegen in der Hand sprang ich auf sie zu.

Ich hatte gehofft, den Shoggoten überraschen zu können, aber er reagierte mit unglaublicher Schnelligkeit.

Ein nachtschwarzer Tentakel peitschte auf mich zu. Im letzten Moment konnte ich ihm ausweichen. Auf dem glitschigen Boden verlor ich das Gleichgewicht. Noch im Sturz hieb ich mit dem Degen zu. Die Klinge durchschnitt den Tentakel. Sofort löste er sich auf, zerbröselte zu Asche.

»Robert!«

Howards Ruf irritierte mich für einen Sekundenbruchteil. Ich sah ihn zusammen mit Rowlf heranstürmen.

Um ein Haar hätte die Unaufmerksamkeit mich das Leben gekostet. Ich versuchte, auf die Beine zu kommen, als mich ein Hieb an der Stirn traf und zurückschleuderte. Die Wunde an meinem Kopf platzte wieder auf. Ich sah bunte Sterne vor meinen Augen explodieren und kämpfte mit aller Macht gegen eine Ohnmacht an.

Pri schrie auf und rannte auf mich zu. Meine Warnung kam zu spät. Beinahe sanft schlang sich ein Tentakel um ihre Kehle und riß sie zurück.

Ich verdrängte den Schmerz und stemmte mich hoch. Blitzschnell duckte ich mich unter einem weiteren Fangarm hindurch und zerteilte ihn mit dem Stockdegen. Sofort bildete der Shoggote neue Pseudopodien aus, aber für ein, zwei Sekunden lag sein Leib ungeschützt vor mir.

Die Zeit reichte mir. Ich stieß den Stockdegen vor. Der in den kristallenen Knauf eingearbeitete Shoggotenstern flammte auf. Mit einem hellen Singen schnitt die Klinge durch das protoplasmische Fleisch der Kreatur und tötete sie. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis sie zu Staub zerfallen war, der vom Wind rasch auseinandergewirbelt wurde.

»Alles in Ordnung?« fragte Howard besorgt.

Wortlos riß ich mich los und stürzte zu Pri. Ein roter Striemen zog sich über ihren Hals, wo der Tentakel sie gewürgt hatte. Sie hatte das Bewußtsein verloren, aber sie lebte.

Vage tauchte das Bild einer anderen Gestalt vor mir auf, einer Gestalt in Seemannskleidung und einem grobschlächtigen Gesicht. Ich vermochte es nirgendwo einzuordnen, dennoch ahnte ich, daß es wichtig war. Ich versuchte, die Vision zu halten, und durchforschte mein Gedächtnis nach einer Erklärung dafür. Aber noch bevor es mir gelang, dem Bild auch nur einen Namen zuzuordnen, vergaß ich es

wieder.

Pri lebte, und das war alles, was wichtig war. Dachte ich.

Ich Narr.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Das Geheimnis von Stonehenge